

Die Altmark

von

G. Hesselbarth



1921

Verlag Hermann Geisler, Inhaber Karl Dannemann
Stendal



Dorwort.

Wenn ich dieses Buch „Die Altmark“ verfaßt habe, so ist es nur zum Andenken an meine teure, liebe Heimat geschehen. Mit Ausnahme der wenigen geschichtlichen Quellen habe ich Alles selbst erlebt, oder es ist mir von meinen Vorfahren mündlich überliefert worden. Möge dieses Buch meinen lieben Landsleuten die langen Winterabende verkürzen und ein lieber Freund des altmärkischen Hauses werden.

Berlin, im Oktober 1920.

Der Verfasser.



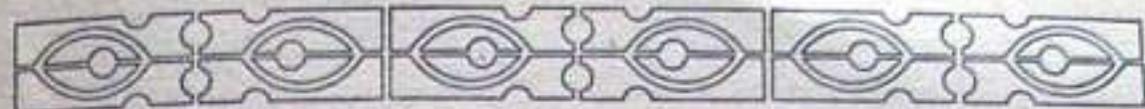
Vorwort zur ersten Auflage.

Als sich der Verlag zur Herausgabe des vorliegenden Buches entschloß, ließ er sich von dem Gedanken leiten, daß jede Gelegenheit benutzt werden müsse, die Liebe zur altmärkischen Heimat zu pflegen und wach zu halten. Er war sich darüber klar, daß dieses Werk vorläufig noch keinen Anspruch darauf machen kann, ein erschöpfendes Bild unserer Altmark zu geben. Das ist auch nicht seine eigentliche Bestimmung. Wer wissenschaftliche Belehrung sucht, für den ist das Buch nicht geschrieben, wer aber in seinen vielleicht karg bemessenen Mußestunden die Erinnerung wecken will an seine eigene und seiner Eltern und Voreltern Jugendzeit, und wer seinen Kindern die Liebe zur altmärkischen Heimat erhalten will, dem wird das Buch bald ein lieber Freund und Hausgenosse werden.

Der Verlag hofft, daß er in seinen Bestrebungen Unterstützung findet und daß es ihm dadurch ermöglicht sein wird, das Werk bei den kommenden Auflagen immer weiter auszugestalten und zu vervollkommen.

Stendal, im Dezember 1920.

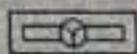
Der Verlag.



Inhalt:

	Seite		Seite
Der Bauernstand	7	Gardelegen	49
I. Die Altmark	9	Der olle Grundproffser	50
II. Altmärkische Lebensregel	13	Dudel Hauptmann	54
III. Land und Leute	17	De Offenträtmöll	59
Altmerlehen	18	Osterburg	62
Kopenmeier	20	Der Großkoffäte Fritz Pohlmann	63
Krendsee	24	Salzwedel	66
Beezendorf	26	Ik gääw nist mehr too Schadarm Bsch	67
Bismark	27	Schentenhorst	69
Buch	29	Möller Schmätt	72
Butterhorst	31	Seehausen	73
Galbe a. d. Milde	32	Spud-Stappenbeck	75
Concordia	33	Stammtischreed (1.)	77
Die alten Sänger	35	Desgl. (2.)	80
Das alte Schützenfest	39	Stendal	82
Die alte Wassermühle	42	Tangermünde	83
Der Galbe'sche Werder	45	Werben	84
Der Trömling	47	Die Wische	86
		Zichtau	88

	Seite		Seite
IV. Aus der Franzosenzeit	91	VI. Verschiedenes	129
Der Ketter der Stadt Blomark	92	Große Bauerngüter	130
Der Franzosenboom	96	Dorfauen	180
Krusen-Pfischen	98	Erinnerung an Kaiser Friedrich III.	132
Der Pulverturm	100	Der alte Freig in der Altmark	134
Sand-Willem	103	Die Körpergröße des Menschen	138
Nur ein Schäfer	106	Die Feier der Völkerschlacht bei Leipzig vor 50 Jahren	139
Nur ein Seillänger	109	Die Milchnot	140
Katharina Stottmeister	113	Das Meisen	142
V. Sagen, Sitten u. Gebräuche	115	Das Reisetagebuch	145
Der Johannistag in der Altmark	116	Schulausflüge	147
Martini in der Altmark	117	Die Schulbildung auf dem Lande	147
Neujahrssingen	121	Tabakbau	148
Pfingststitten	123	Aus früheren Tagen	150
Von Weihnachten bis Dreikönigstag	125	Die sieben Stände	151
Vorweihnachten	125		
Der Altmärker in der Walpurgisnacht	127		



Der Bauernstand.

Du frommer, freier Bauernstand,
Du liebster mir von allen,
Dein Erbteil ist im deutschen Land
Gar lieblich Dir gefallen.

Vom Bauernstand, von unten aus
Soll sich das neue Leben,
In Adelschloß und Bürgerhaus
Ein frischer Quell erheben.

Der Arm, der harte Erde gräbt
Und Stiere weiß zu zwingen,
Kann wohl, vom Heldengeist belebt,
Mit jedem Feinde ringen.

O, Bauernstand, o, Bauernstand,
Du liebster mir von allen,
Zum Erbteil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen.

Max von Schenkendorf.

I.
Die Altmark.



Es wird allgemein angenommen, die Altmark bestehe lediglich aus den Kreisen Salzwedel, Stendal, Osterburg und Gardelegen. Das ist aber nicht der Fall, denn vom letzteren Kreise gehört nur der größere Teil dazu. Außerdem gehören noch zur Altmark je sieben Dörfer der Kreise Neuhausenleben und Wolmirstedt und auf dem rechten Elbufer die Dörfer Schönhausen und Fischbeck vom zweiten Jerichowischen Kreise.

Die Altmark ist die Wiege des preussischen Staates, der älteste Teil der Mark Brandenburg, und bildet auf dem linken Elbufer die nördliche Spitze der Provinz Sachsen.

Im Jahre 780 gründete Kaiser Karl der Große mehrere Marken, als nördlichste die Mark Salzwedel. Die Bedeutung der Altmark wuchs mit der Mark Brandenburg bis zur Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Altmark gehört der norddeutschen Tiefebene an, ist aber ein weisses Land mit buntem Wechsel zwischen Sand und Lehm, Heide und Moor, Wald, Wiese und Feld. Außer in der Elbniederung, der Wische, ist der leichte sandige Boden vorherrschend. Der Altmärker schätzt seine Heimat über die Maßen hoch und auch mit Recht: Ein treuer, aufrichtiger, biederer und frommer Menschenschlag bewohnt das schöne Land, das Land mit seinen sieben Städten, sieben Flecken, sieben Flüssen, sieben schloßgelessenen Adelsgeschlechtern und sieben verkehrten Kirchen, nämlich solchen, deren Türme nach Osten statt nach Westen blicken. Eine besondere Eigenart der sieben Städte schildert ein uralter plattdeutscher Spruch wie folgt:

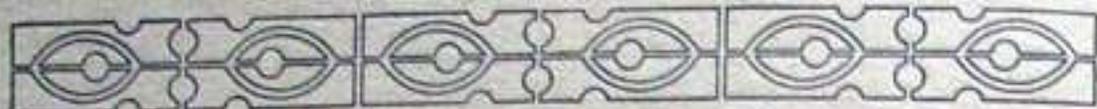
„De Stendaler drinken gern Wien,
De Gardelegener wullen Junker sin,
De Tangermünder hebben den Not,
De Soltwedler hebben dat Got,
De Schufer dat sint Ebenthür,*)
De Werbenner geben den Weiten dūr,
De Osterburger wollten sil rāken,
Un bāden den Bullen fōr den Pāren stāken“.

Aber die Altmark ist keineswegs auf ihrem alten Standpunkte stehen geblieben, sie ist rüstig vorwärts geschritten. Ein Netz von Staatsbahnen und Kleinbahnen durchzieht das Land, Chaussees verbinden fast Dorf mit Dorf. Die Städte haben Gas- und Wasserleitung, elektrisches Licht und Kraft ist durch die Ueberlandzentrale überall vorhanden. Viele neue Gebäude, namentlich Kirchen, sind entstanden; Stendal, Salzwedel und Neuhausenleben besitzen humanistische Gymnasien, Gardelegen und Seehausen Realschulen und Lyzeen; kurz, es fehlt nicht an allen Errungenschaften der Neuzeit. Die Acker stehen in hoher Kultur, der Tabakbau, der ganz verschwunden war, blüht wieder. Leider haben die langen Kriegsjahre und die jetzige schwere Not unseres Vaterlandes auch auf die Weiterentwicklung der Altmark ihren schädlichen Einfluß ausgeübt, aber der „Altmärker Baue.“ hält den Kopf hoch, vertraut auf Gott und seine eigene Kraft. Er sagt: „Wir müssen tüchtig weiter streben und an dem Wiederaufbau des Vaterlandes sowohl in vaterländischer Hinsicht, als auch in wirtschaftlicher Beziehung rüstig mitbelfen und fleißig die Hände rühren, dann werden wieder bessere Zeiten, auch für unsere engere Heimat, kommen und es wird unseren Kindern und Enkeln wieder besser gehen. Wir wollen wirken so lange es Tag ist, dann werden wir auch mit Gottes Hilfe die schwierige Lage überwinden“.

*) Abenteuerer.

II.

Altmärkische Lebensregel.



Zuerst: Vertrau' auf Gott recht fest,
Der keinen Menschen je verläßt;
Und bete zu ihm jeden Tag,
Ob's gut, ob's schlecht Dir gehen mag;
Und sollte selbst das Herz Dir bluten,
Vertrau' auf ihn, er führt zum Guten.

Dann aber bau' auch fest auf Dich
Und rühre Dich recht männiglich.
Von selbst kommt Wohlsein nicht herein,
Es will mit Ernst errungen sein;
Je Schwereres Du wirst vollenden,
Um desto heiterer kannst Du enden.

Drum rasch an's Werk und zwar noch heut'
Nichts Coleres gibt es als die Zeit.
Noch ist sie Dein, Du kannst von morgen
Nicht eine Stunde hoffen, borgen;
Du weißt es nicht, welch' schwere Dinge
Die nächste Zeit Dir plötzlich bringe.

Am nächsten nach ihr: Spar' das Geld,
Den größten Hebel in der Welt.
Des Lebens Freiheit hängt daran,
Drum sieh Dir jeden Pfennig an.
Und laß' ihn nimmer, nimmer fahren,
Kannst Du mit Ehren ihn ersparen.

Steht keiner Dir mehr zu Gebot,
Erwartet Schande Dich und Not.
Drum kannst Du es, so lege heute
Für schlimmere Zeiten was bei Seite;
Und laß' es Dich nicht irre machen,
Wenn auch die Tore drüber lachen.

Oft hat auch, eh' der Hahn noch kräht,
Solch' Lachen sich schon umgedreht.

Erzentrifch sein ist nimmer gut:
Es gleicht dem Wein berauschten Mut,
Er brauset über's Ziel hinaus
Und kommt doch oft beschämt nach Haus.
Mit festem Schritt, besonnen, heiter,
Kommst Du gewiß um vieles weiter.

Und nun noch Eins: Verzage nicht!
Tat'st Du doch immer Deine Pflicht;
Der Mensch soll noch geboren werden,
Der niemals fehlte hier auf Erden
Zuletzt: Halt' fest an Gottes Wort!
Es ist Dein größtes Glück auf Erden —

Und wird, so wahr Gott selber lebt,
Dereinst Dein Glück im Himmel werden.



III.

Land und Leute.



Altmersleben.

Da liegt es ja vor mir das liebliche Dorf, schon grüßt das große Storchneß zu Anfang des Ortes auf dem Raed'schen Gehöft! Eine Fußwanderung am Ufer der Milde von Calbe aus ist lohnend. Links sieht man die mit schönen Blumen geschmückten Wiesen und Weiden. Hier lebt auch noch der Kiebitz und tummelt sich lustig im frischen Grase herum und läßt sein munteres „Kivit, Kivit!“ ertönen. Meister Langbein schreitet hier durch die Sümpfe und findet reichliche Nahrung an den vielen Fröschen. Hat man den Mildewall verlassen, so gelangt man auf einem Fußwege zur Obermilde, (Fohstleth) dann die steinerne Brücke überschreitend, auf dem Fahrwege, der von Butterhorst kommt, nach Altmersleben. Links ist die Gänseweide. Ich sehe sie noch, die alte Gänsehirtin, auf einem Baumstumpf sitzend und den Strumpf strickend, neben ihr die lange Holzstange liegend, zum Schutze für ihre Pflegebefohlenen. Nähert man sich dem Dorfe, dann kommt man nach dem „Kalkberg“ (wohl der einzige in der Altmark), umrahmt von Laubholz und Gebüsch, Efeu und Buchsbaum, Veilchen, Tausendschönchen, Gänseblümchen erfreuen das Auge. Die Konfirmandinnen aus Calbe holten sich einige Tage vor ihrer Einsegnung Efeu und Buchsbaum, um Kränze daraus zu winden und das Gotteshaus damit zu schmücken. Es war der „Gang nach dem Kalkberg“ immer ein Fest für die Jugend.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde der Kalkstein ausgebeutet und in einem Kalkofen gebrannt. Es war gleichsam ein kleiner Bergwerksbetrieb. Der gelöschte Kalk hatte eine besonders schöne weiße Farbe und war sehr begehrt. Maurermeister Helmecke und Seifensieder Eggebrecht aus Calbe hatten den Berg gepachtet und leiteten die Kalksteinförderung. Der Betrieb ruht aber schon lange, da das Kalklager erschöpft ist. Viele Abdrücke findet man aus vorjüngtertiärer Zeit in den Gesteinen. Forscher auf dem Mineralgebiete pilgerten oft dahin, um alte Gesteine zu suchen. Mammutzähne und Knochen wurden gefunden. Insbesondere war der Rektor Spröde aus Calbe ein eifriger Sammler. —

Rechts vom Wege fand sich die „Weberkarde“, eine Distelart vor und wurde auch angebaut. Der kalkartige Boden eignete sich vorzüglich dazu. Die Tuchmacher aus Salzwedel brauchten sie zum frägen und plätten des Tuches. Jetzt hat man Maschinen dazu.

Altmersleben zählt 320 Seelen, hat fruchtbare Aecker, Wiesen und Weiden, starke Gänse-, Pferde- und Schafzucht. Die Pferde wurden auf dem Remontemarkt in Calbe gern gekauft. — Die Pfarre hat den meisten Acker von allen Altmarkter Pfarrstellen. Zur Pfarre gehört noch das Filial Kahrestedt (200 Seelen); Butterhorst (60 Seelen) ist eingepfarrt. Die früheren Pastoren trieben selbst Ackerbau. Wenn der Schuhmacher aus Calbe Stiefel brachte, so pflegte er zu sagen: „Unn mitten int Stuw lag'n groode Klumpen Meß“, um damit die Unsauberkeit zu bezeichnen. Ein Sohn des alten Pastors war schwach begabt und sollte ein Handwerk lernen, auch dazu war er nicht fähig und lief aus der Lehre, so daß der Vater sagte: „Du bist kein Glaser nicht, Du bist kein Tischler nicht, Du bist kein Schneider nicht, Du bist mein allerliebster Hammeldieb!“ Er hatte nämlich einmal, hinter

dem Rücken des Vaters, einen fetten Hammel an den Schlächter verkauft. Er soll aber doch später noch ein brauchbarer Mensch geworden sein. An der Kirche wohnte eine ehrbare Bauerfrau Schulke, die konnte Augenkrankheiten besprechen (böden). Wenn alle ärztliche Hilfe vergeblich war, dann kamen die Kranken zu ihr und manchmal wurden sie, so hieß es, durch das „Böden“ geheilt. Wenn die Altmerselebener nach Calbe mit dem Wagen fahren wollen, so müssen sie den Fahrweg über Bahrholz benutzen. Man kommt dann durch die „Rütsch“, eine Wiese mit Buschwerk besetzt. Namentlich trifft man hier viele Haselnußsträucher an. Am 26. August wurden die Nüsse nach altem Brauch gepflückt. Wehe dem, der sie vorher abnahm; er wurde krank und bekam die sog. Haselnußkrankheit. Im Pfarrgarten befanden sich Wallnußbäume. Die Wallnüsse wurden zu Weihnachten an die Schulkinder nach alter Sitte verschickt, sie sollten Wunder wirken. Wenn in Altmersleben Tanzvergnügen stattfand bei dem Gastwirt Schulke, dann hieß es in Calbe: „In Altenschläh waat hüh dantz, doa münn wi hemm!“ Und so geschah es. Die Jugend wanderte dahin durch die herrlichen, mit Blumen übersäten Wiesen und Weiden und vergnügte sich in dem freundlichen Dorfe am Tanze. Manchem Alten wird dies eine schöne Erinnerung sein.

Nopen-Meier.

Es moal ens een Mann west in Kalf, de hat Julius Meier heeten. He was'n Handelsmann. He hat met Wicks und Zickensell'n handelt. He ha keen Fru und was'n olln Junggesell'n. He was man arm. He hat bee Discher Möllern in een ganz klein Kabach wädhnt. Dat Huus stund dunnamaals groad öbbert Oberpart un Rektor'school un was man klein, met'n Stroodach un ganz krumm un scheef un ganz aolt.

Gen' schön' Daogs hat de Sunn dat Huus daohl scheent un gaff'n mächtigen Krach, äwer Minschen sünd daabee nich to Dood kaom'. Roadler Hornold hat sich een neet Huus doa uppboot. Weil't nu in Kalf jodäl Meiers gäwen däh, ha Julius Meier dän Beenoom' (Defelnoom') Nopen-Meier un amn von de annern Meiers to unnerscheed'n. He saag äwer oof uth, as'n richtigen Nop, bloot dat em de Swanz fählt het. Swart Haor, Nääs wie'n Nop, soal'n Döaz (Kopp) un Dog'n as'n Orang'-Altang', Loop'n däh he immer as'n Fattbinner un Bessenbinner.

De Wicks, met de he hannel'n däh, de het he sälwst maakt. Von Koopmann Haoberland'n het he sich Swartbutt, Traohn, ornäär'n Eieropp un Swävelsür hoalt un all'ns tojamm' röhr't in nen oll'n Pott, dat gaff'n Qualm in sien oll Kabach, dat de ganze Straot stunken het. De Rawsers Oberpräd'ger un de Rektor un oll Korbmaker un Kiepenflider Möller un all Lü'h in'u Herpers'-Winkel hem't oft förr Geschtant nich uthaol'n könn'. Wenn nu de Wicks fertig röhr't was, hat he see in'n klein Kruten doahn, de he uth Lehm krumm un scheef maakt hat. Düsse Kruten het em der Pötter Beyer in sien Pottbrennaobdn mitbrannt. Danu het he de Kruten upp'n Snoohr treckt un ümm' Hals henkt. Doamett is he denn losgaohn upp de Dörper un het de Wicks, de keen Penning wert was, an de Buärn, Kruuf för'n Dreer verkofft, doavon het he denn lääwt. Dat het so komisch uthseh'n, wenn he so up de Dörper as'n Bessenbinner umher loop'n däh, all Jung'ns hinner em het un „Nopen-Meier, Nopen-Meier!“ roopen hemm'. —

Wenn de Zicken lammt hem, het he oof met Zickensell'n handelt. Dat sah nu erst uth, wenn he de Zell'n sich ümhangt hat un doamet lossgaohn däh, hat he sich ümmer sälwst wat vertellt. All Kinner, oof manchmoal Grood'n hinner am her. So het he ümmer seggt: „An dat oll Zickensell häwft ick nu'n werrer bloot'n Seetzer verdeent.“ — Sönn-

aobd'ns hat he sich jälwst vertellt: „Morg'n is Sönddag, wat faolt denn morg'n? Kann wull'n half Bund Talg loosmaaken!“ Dan Talg het he von Fleischer Kägeln, Moys, Wulffs, Mäters un Andrees Hornold'n haolt, immer't Neeg rümm'. Wenn keen Talg to hemm' was, het he schimpt: „Olle Schinnerbann', nich maol half Pant Talg is to hemm', un id mut dan Talg hemm' tum stopp'n, süß krieg id'n Dörfhall. (He het noch'n anner Wort brukt, wat id äwer hier nich doahl schriew'n kann). Den Talg het hee denn uthbraoh'n, doavon het he denn dee ganze Woch' läawt. Mei „sansten Heinrich“ hat Aopen-Meier good' Fründschast moakt. Heinrich was'n Süüper un het all'ns versoapen. He ha in Kalf förrnehm Verwandten, de hemm'n öfter werrer inflee'dt, hat äwer all'ns nich hulp'n, was eemal keen Noath an em an. Hee ging immer in'n Lump'n un was immer besaopen. In'n Winter het he sich immer oll Strümp as Hanschen antreckt, doa het denn de Fuhst dörfstään und wenn denn de Jung'ns hinner am herlärt hemm', don het hee brüllt: „Ich will ju ball helpen, id will ju ball helpen! Fleischers Boarer, Fleischers Boarer kiest dörfch Strumpenwebers Fenster!“ — Aopen-Meier un sien Fründ „sansten Heinrich“ hemm'n, wenn de Sonn schient is, vör't Döähr säten upp'n oll Holtbank vör't Aopen-Meiers Kabach un hemm' sich sunnt. Wenn dat de Noawer, de Herr Rektor seh'n dä, denn het hee manchmoal seggt: „Eine schöne Nachbarschaft!“ — Dat hemm' de Jungens, de in't Rekterschool goahn dä, immer hört un wierer vertellt. Ens is Aopen-Meier in de Nacht beem Oberpräd'ger foam un het emm ruthkloppt un segt: „In de Kirch is all's hell, de Orgel geiht un sung'n wat oof!“ Der Oberpräd'ger het seggt: „Ich werde mitkommen und sehen, was da los ist.“ Die Kirchensenster waren erleuchtet, man hörte Orgelton und Gesang, aber die Kirchentüren waren verschlossen. Der Oberprediger kehrte wieder um

und sagte: „Meier! Wenn Sie wieder etwas hören und sehen sollten, daß es in der Kirche nicht richtig ist, sagen Sie keinem Menschen etwas davon. Wer weiß, was für gute Geister dort ihr Wesen treiben, man muß sie nicht stören.“ — Aopen-Meier het sich äwer nich doaran kehrt, he is nochmoal späer toon Rektor in de Nacht foam'. De het am'm ädwer ruthmäten un het seggt: „Verschonon Sie mich mit ihren Albernheiten!“

All'ns het Meier vertroagn kön'n, bloot wenn am Gener „Aopen-Meier“ schimpt het, dann is he fürchterlich dull woarn. De Polzeidiener ha sich eens vergäten un het Meiern uthschimpt: „Aopen-Meier, id wa dee dat anstrieken!“ Meier wull nämlich den oll'n Polzeilöpper un Uthröpper met sien Wickstrooken und Zickenselle nich uth'n Wääg upp't Stroat goahn. Meier het seggt: „Stroat is free, Stroat is free! Nist too befäh'n!“ Meier het sich beem Börgermester beswäärt, hat hier ädwer nich Recht fräg'n, oof beem Landroath nich. De Regeerung in Magdeborg het em äwer toolest Recht gäwen un hett schräwen: „Der Polizeidiener durste sich nich so weit vergessen und Aopen-Meier schimpfen.“ Dee Polzei-Löpper het denn noch von't Regeerung een Näh's fräg'n, dee was so lang', as von Kalf bett noa Foarholt (Nachbardorf) Aopen-Meier het treeümfecht un sich oft doamet dick doahn. „n' oll'n Polzeideener hefft id ädwer orndlich besorgt, hee wat mee nich tum tweeten moal Aopen-Meier schimpfen.“ — Toolest het am oll Discher Möller noch uth sien Kabach ruth smäten. Länger ging't nicht mehr. Den Gesichtant von den oll'n Zickensell'n un den Wick is immer düller word'n. Meier het denn mei'n „sansten Heinrich“ toosam'm bee „W e r n s t ä“ (Dorf bei Calbe) unnert Lehr in 'n nee Höhl wdähnt. Sansten Heinrich het sich noch dood soapen un is in' Kalf arm begraob'n. All' Jung's hinneru Carl (Näsenquetscher) her. „Jest wat „sansten Heinrich“ begroabd'n, hee het sich dood soapen!“ hemm' dee Jung's brüllt. Schooster Schult

het seggt: „Nu släpen's mett aff!“ — Wo Kopen-Meier bläwen is, het Keener too weeten fräg'n. Dee Lüß hemm vertellt: „Hee is noa Amerika trecht.“ Twintig Joahr später wulln am äwer wäd werrer in Kalf un Joahrholt un in Wernstä in sien oll Höhl sehn hemm int Nacht. Id glödwit äwer nich, denn id häw'n nich sehn. Dee Landroath in Soltwädel hat Meiern oof int Kreisblatt sööft, was äwer all'ns vergeblich. Hee is als verscholln später uthroopen. Noch mütt id vertellen: „Kopen-Meier kunn fürchterlich schimpen“. Wenn am dee Buärn sien Wids nich wulln asföp'n, dann het hee immer lärmt un tooft as'n besoop'n Deibel: „Spitzboos, Preller un Bedreeger, Sausänger, Fuchtlappen, Gaudew, Räuberhauptmann, Wadabunt, Kallmuck, Hottentott, olle Kaffer, Selbschud!“ — Besoapen het sich Kopen-Meier nich. Hee was immer nüchtern. He was oof'n ehrlichen Kärk un is kee'n Minschen wat schullig bläwen. Das was den woahre Geschicht' von Kopen-Meiern. Oll' Lüß in Kalf wahn oof feng'n: „So ist' west!“

Arendsee.

In „selten schöner Lage“ liegt an dem hohen und steilen Südufer des gleichnamigen Sees die Klosterstiftung des Markgrafen Otto I. Das Kloster Arendsee ist freilich abgeschieden von den großen Straßen des Verkehrs, aber auch die Neuzeit hat ihre praktischen Einrichtungen in und um Arendsee getroffen. Das kleine Städtchen Arendsee ist modern eingerichtet. Man sieht noch die Ueberbleibsel des ehemaligen Klosters, in dessen Ruine ein Remontedepot untergebracht ist. Ein furchtbarer Brand hat im Jahre 1831 so manches alte Haus von Fachwerk vernichtet und Fabrikschornsteine in ziemlicher Anzahl beweisen, daß die

gewerbliche Tätigkeit der Neuzeit siegreich auch bis hier vorgedrungen ist. — Der Arend See (der einzige See in der Altmark) selbst gehört zu den Perlen der „alten Mark“. Bald schimmert das Wasser des Sees in blendend weißer, bald tiefgrüner oder dunkelschwarzer Farbe. Im Norden sind die Ränder des Sees mit altem Walde bestanden, so liegt namentlich das Fischerdorf Bieskau hinter mächtigen Eichenbäumen versteckt, bei der Stadt Arendsee schmücken Gärten die Ufer; an anderen Stellen tritt aber der nackte Sand und Tonboden hervor. Eine alte Chronik (die Fränkischen Annalen) berichten aus dem Jahre 822, daß der See über Nacht durch Einsturz des Erdreiches entstanden sei. Ein zweiter Erdsturz ist am 25. November 1685 zwischen 2—3 Uhr nachm. erfolgt. Ein Landstück von 2000 Schritt Umfang, eine Windmühle tragend, war in den Fluten versunken. Wunderbares weiß man noch heute von dem See zu erzählen. Wenn das Wasser gefrieren soll „raucht“ der See; man vernimmt ein Prasseln, Heulen und Krachen hoch in den Lüften, was sich wiederholt, wenn Tauwetter eintritt. Das Brausen des Sees erkündet ferner nahen Sturm. Viele alte Sagen knüpfen sich an den See. Sie hier aufzuführen gestattet der Raum nicht. Jedenfalls ist der reite Wasserpiegel eine der größten Naturmerkwürdigkeiten auf Norddeutschem Boden. Arendsee ist auch Bade- und Lustort, das einzige Seebad in der Altmark. Noch sei erwähnt die herrliche Klosterkirche und der daneben liegende grünende Klosterkirchhof. Da sieht man auch wieder den rätselhaften See mit seinen anmutigen Ufern und der unheimlichen, der Sage nach, nimmer zu ergründenden Tiefe! Die Poesie des Wassers ist wohl nirgends so ergreifend verkörpert als am Arendsee. Eine Wanderung am See, auf dem vor dem Kriege auch Personenwägen führten, durch die Stadt und Kloster Arendsee ist für jeden Naturfreund wirklich lohnend.

Beetzendorf,

im nordwestlichen Teil des Kreises Salzwedel gelegen, ist nach der äußeren Erscheinung so freundlich, wie kaum ein anderer Ort in der Altmark. Mitten im Orte selbst liegt der Mühlteich, auf der einen Seite desselben die Wassermühle des kleinen Marktflückens, (1200 Seelen) auf der andern spiegelt sich eine in gefälligen Formen erbaute neue Kirche. Den übrigen Teil der Einfassung des Teiches bilden Obst- und Biergärten, freundliche Kastanien und ein kleiner mit Tannen bestandener Raum. Andere anziehende Bilder bieten die beiden Schulenburgischen Edelhöfe. Sie gingen hervor aus einem Marktgräflichen Schlosse, in dessen Schutze das Dorf Beetzendorf mit seinen Ackerhöfen entstand. Noch heute unterscheidet man das „alte Dorf“ vom „neuen Steinweg“ oder dem „Flecken“. Etwa um 1345 ging das marktgräfliche Schloß in die Hände derer v. d. Schulenburg über. Diese legten den neuen Steinweg an und begründeten dadurch im Schutze der Burg den Flecken. Im Dorfe gab es noch Ende des 17. Jahrhunderts mehrere Vollbauern; die Höfe derselben gingen nach und nach ein und machten kleineren Ackerbütern oder sogenannten Grundstücken (Haus mit Gartenland) Platz. Aus der marktgräflichen Burg wurde der Stammsitz der Schulenburgs mit einer Reihe einzelner Edelhöfe, von denen aber nur noch zwei erhalten sind. Die Besitzung des Freiherrn v. d. Schulenburg, der Apenburger Hof, hat prächtige Gärten, so den Eichengarten mit schönen, alten Bäumen und einen spiegelklaren Teich, begrenzt an der einen Seite von der munter dahinfließenden Zeeze. In dem andern Garten, dessen stille Ruhe in lebhaftem Gegensatz steht zu dem Lärm des daneben belegenen großen Wirtschaftshofes liegt das neue Wohnhaus. Noch schöner belegen ist die Besitzung des Grafen von der Schulenburg. Sie enthält einen prächtigen

langgestreckten Teich, an den Ufern mit Rohr bewachsen und von Schwänen bewohnt. Das eigentliche Schloß ist modern und einfach. Mitten in dem weit ausgestreckten lieblichen Park liegt auf einer kleinen Erhöhung die stattliche Ruine der alten Burg, den Bergfried und Teile anderer Befestigung enthaltend, sämtlich aus Backsteinen errichtet. Die Ruine ist mit Eisen bezogen. Von einem Keller führt ein unterirdischer Gang nach Apenburg. Der Eingang in diesen Keller ist wohl erhalten. Die Anlagen, die den Bewohnern des Fleckens in liebevoller Weise geöffnet sind, zeichnen sich durch Anmut und Lieblichkeit aus. Noch möchte ich des Dorfes Rohrberg, des stattlichsten Dorfes der ganzen Gegend, gedenken. Unweit davon befindet sich im Walde auf einer viereckigen Anhöhe ein alter Burgwall, von bedeutendem Umfang mit geringen Spuren von Mauerwerk — die Rathenbourg. — Auch des nahen, freundlichen, kleinen Marktflückens Gr. Apenburg — 1100 Seelen — mit seiner alten Burgruine und Kirche sei gedacht.

Schließlich sei noch erwähnt: der nahe Hansjochenwinkel (die Bewohner heißen größtenteils Hans Joachim mit Vornamen) das Schloß Tylsen (Besitzer v. d. Knefbeck), die alten Klöster Dambek und Diesdorf, die uralten Dörfer Hanum und Osterwohl, und die Hünengräber und Gerichtsstätten bei Stöckheim und Bornsen und der Gerichtsberg „zur Linden“.

Bismark

in der Mitte der Altmark gelegen, ist ein uralter Flecken. Im Jahre 1810, als die Stein'sche Städteordnung in Kraft trat, wurde Bismark zur Stadt erhoben, wie überhaupt alle altmärkischen Flecken, die damals 1500 Einwohner zählten. Zum ersten Male wird der Flecken Bismark

in einer Urkunde vom Jahre 1209 erwähnt. Das Domkapitel zu Havelberg und Markgraf Albrecht mit Gefolge hatten sich in *Biskoppsmark* versammelt. Das Stift Havelberg ließ sich hier vom Markgrafen seine altmärkischen Besitzungen landesherrlich bestätigen.

In Bismark war in den ältesten Zeiten ein Schloß vorhanden. Es mag als Zufluchtsstätte der Domherren gedient haben, wenn diese von den Wenden über die Elbe gejagt wurden. Zum zweiten Male wird der Ort mit dem abgekürzten Namen Bismark in der Schreckenszeit um die Mitte des 14. Jahrhunderts erwähnt, als der schwarze Tod — die Pest — Europa durchzog. Das Volk wallfahrtete nach Bismark, dort sollte ein wundertätiges Kreuz sein, wo geopfert wurde. Nach dürftigen Mitteilungen aus dem Jahre 1349 scheint es, daß die Wallfahrten wieder eingestellt wurden. Unweit der Stadt im freien Felde befindet sich noch heute „die goldene Laus“, die Trümmer einer alten Wallfahrtskirche, die von dem Opfergeld gebaut sein soll. Der Weg von der Stadt nach der Kirche hieß der heiße Weg, denn ihn wandelten die Wallfahrer mit Gesängen und Gebet, mit Kreuzen, Fahnen und Lichten. Ueber der Thür der Kirche soll die lateinische Inschrift gestanden haben: „*Laus deo*“ (Gottes Lob). Der Volksmund hat den Spottnamen der „goldenen Laus“ erfunden, wegen der reichen Opfergaben, die für das wundertätige Kreuz von den Wallfahrern gespendet wurden.

Im Jahre 1370 kam Bismark in den Lehnbesitz der Familie v. Alvensleben-Calbe. Der bayerische Markgraf Otto verschrieb der Witwe Boffs's v. Alvensleben ein Leibgeding. Auch das „Städtchen“ Bismark hatte dazu beizutragen. Ein Schloß war während der Besitzzeit der Alvensleben nicht mehr vorhanden, von einem Burgwall kann man noch jetzt Ueberbleibsel in den Gärten der Stadt erkennen. Von den späteren Schicksalen Bismarks weiß man wenig. Wie überall in der Altmark hat

auch hier die Pest entsetzlich gehaust, auch im 30jährigen Kriege ist die Stadt viermal ausgeplündert worden. Im Jahre 1676 wurde der ganze Ort mit Kirche und Rathhaus und allen Urkunden durch eine furchtbare Feuersbrunst gänzlich zerstört. Nur vier Häuser blieben übrig. Selbst der massive Turm war ausgebrannt. Das Städtchen hat sich seitdem, namentlich in neuerer Zeit, mit Hilfe der umliegenden Landschaft zu einer wohlhabenden, lebhaften Ackerstadt entwickelt. Brennereien, Brauereien und Kornhandeln blühen. Der „Bismarker Kornbranntwein“ wird in der ganzen Altmark unter dem Namen „n' kleinen Bismarker“ gefordert. Die Stadt zählt jetzt über 3000 Einwohner, hat auch seit 1879 ein Amtsgericht und in neuester Zeit eine Konservenfabrik. Die alte Kirche ist sehenswert. Ein neues herrliches Pfarrhaus und Schulhaus ist im „Priesterwinkel“ entstanden. Die v. Alvensleben-Calbe sind Patron über die Pfarre Bismark. Möge die Stadt sich durch den bekannten treuen Fleiß ihrer Bewohner weiter entwickeln! —

Buch an der Elbe.

Unweit Tangermünde liegt unmittelbar an der Elbe das Dorf Buch, jetzt ein einfaches Bauerndorf, einst ein Städtchen mit einer festen Burg, von der nur noch ein Wall erhalten ist. Die Burg war eine der ältesten der Altmark. Vermutlich wurde sie gleichzeitig mit den benachbarten kleineren Burgen zu Zerchel und Grieben errichtet, bald nachdem Kaiser Heinrich der Erste die Burg Tangermünde zur Deckung des Elbübergangs erbaut hatte. Im Anschluß an die Burg Buch entstand ein Städtchen mit Marktplatz und Rathhaus, mit Magistrat und Gerichtsbarkeit und deren Wahrzeichen, dem Roland, (steht heute noch) vor welchem das Gericht gelegt ist.

Jetzt findet man nichts mehr, was an die ruhmvolle Vergangenheit von Buch erinnert. Burg und Rathaus und die Tore der alten Stadt sind verschwunden. Der Rathhausturm stürzte 1660 ein und zertrümmerte die Rolandssäule. Die Bucher wollten sie aber nicht entbehren, sie wurde erneuert und als später eine Feuersbrunst den Kopf des neuen Roland zerstörte, wurde auch dieser Verlust wieder ersetzt. 1844 wurde Buch von schwerem Unglück heimgesucht, eine Feuersbrunst legte das Dorf in Asche, 76 Feuerstellen brannten nieder. Im nächsten Frühjahr kam noch eine Wassernot. Die Elbdeiche bei Grieben brachen durch und setzten Feldmark und Dorf Buch tief unter Wasser.

Die Jugend von Buch hält die Rolandsfäule noch in hohen Ehren. Sieht sie doch in ihr ein Abbild von „Jung-Roland“, dem tapferen Helden Kaiser Karls des Großen. Pfingsten, wenn das Maienfest gefeiert wird, dann marschirt das junge Volk zum Roland. Der auserwählte Bursch klettert in die Höhe und setzt dem Roland den grünen Efeufranz, den die jungen Mädchen gewunden haben, auf sein steinernes Haupt. So hat sich im einzigen Dorfe, das einen Roland besitzt, noch etwas vom alten Rolandspiel erhalten, von dem uns alte Städtechroniken erzählen, daß es in früheren Jahrhunderten zu Pfingsten neben dem Gral und der Tafelrunde und anderen Ritterspielen die Jugend norddeutscher Städte bei Tanz und Lustbarkeit erfreute.

Jetzt wird wohl diese alte Sitte in Buch auch verschwunden sein. Die Neuzeit und der unglückliche Ausgang des Krieges und die große Not unseres Vaterlandes wird auch hier Wandel geschaffen haben. Buch treibt hauptsächlich Ackerbau und hat eine fleißige arbeitssame Bevölkerung.

Butterhorst.

Ganz in Wiesen und Weiden versteckt, fern von jeglichem Verkehr, liegt das kleine Dörfchen Butterhorst. Es zählt nur 65 Seelen. Nicht einmal ein Kirchlein hat es, sondern nur eine Kapelle. Der Pastor aus Altmersleben hält an den hohen Festtagen darin eine Predigt und alle Jubeljahre Kindtaufe und äußerst selten eine Trauung. Auch ist keine Schule vorhanden. Die Kinder gehen eine halbe Meile weit nach Altmersleben in die Schule. Nicht einmal sind Fahrwege nach dem $\frac{1}{2}$ Stunde weit entfernten Städtchen Calbe und nach Bismark vorhanden.

Um Calbe zu Wagen zu erreichen, muß der Umweg über Altmersleben und Bahrholz, 3 Stunden Wegs, und nach Bismark über Carrig gemacht werden. Von Calbe aus führt ein interessanter Fußsteig an der Obermilde entlang nach Butterhorst. So weit das Auge reicht, sieht man die herrlichsten Wiesen und Weiden. Man glaubt sich in die russische Steppe oder amerikanische Prärie versetzt. Auf den Wiesen tummelt sich der Kiebitz und Meister Langbein wadet durch die Sümpfe. Die ganze Landschaft gleicht einen bunten Teppich.

Die Untermilde (Bosfleeth) ist mit der Obermilde durch das „faule Ding“, einen Graben in Schlangenwindungen verbunden. Ob diese Flußverbindung künstlich angelegt ist, oder ob sich das Wasser selbst diesen Schlangenlauf gesucht hat, weiß man nicht. Jedenfalls steht es selten in der Natur da. Bei Wienau mündet die Bosfleeth in die Untermilde, eine fruchtbare Niederung. Hier ist die Heimat der „Grasgrübe“, eine Delikatesse auf dem Tische der Reichen. Seit einigen Jahren ist das Flußbett der Unter- und Obermilde meilenweit tiefer gelegt und Wiesen und Weiden sind vor Ueberschwemmungen im fruchtbaren „Calbeschen Werder“ geschützt. Einen großen Reichtum an Fischen und Krebsen weisen die

Flüsse auf. Ich möchte jedem Touristen raten, die herrlichen Fußwege von Calbe nach Butterhorst zu wandern. Auf halbem Wege führte früher ein hoher Steg über die Untermilde, jetzt eine breite Holzbrücke für die Röhre des 1. Rittergutes Calbe, die auf den Wäldern das herrlichste Futter finden.

Doch nun zurück zu „Butterhorst“. Schon in den ältesten Urkunden, etwa aus dem Jahre 1520, wird die „colonia horstis“ erwähnt. Die Familie Schnee und Schulze wurden genannt, sie sind vielleicht jetzt noch als Großbauern da, später einige Kossäten Otte und Lühe, einige Grundbesitzer und Tagelöhner und ein „Dorfrug“ früher Besitzerin Witwe Lühe, bilden die friedliche, wohlhabende Bevölkerung. Starke Viehzucht, früher Tabak jetzt Hopfenbau, ergänzt den Wohlstand.

Aber es ist nicht immer so gewesen. Im dreißigjährigen Kriege verschwanden die Gehöfte und wurden dem Erdboden gleichgemacht. Sie entstanden 100 Jahre später wieder aus der Asche; neuer Wohlstand wuchs heran. Da kam zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die französische Anechenschaft und die Ruhe schwand, die Bewohner verarmten gänzlich. Doch seit Mitte der fünfziger Jahre haben die Bauern durch Fleiß und Sparsamkeit sich wieder emporgearbeitet unter der Regierung der Hohenzollern. Die Söhne haben sich im Kriege 1870/71 ausgezeichnet, rechte Altmärker! Fest an den Sitten der Alten haben die „Butterhorster“ festgehalten. Bis vor kurzem wurde noch gesponnen und die Leinwand selbst gewebt. Dadurch wurden die Schränke voll. Das war der größte Stolz der Hausfrau.

Calbe a. d. Milde.

Dort wo die Bichtauer Hüllberge, diese liebliche Hügelkette, man nennt sie die altmärkische Schweiz, sich auslaufen, erhebt sich aus grünen, manneshöhen, wogenden Getreidefeldern die alte Burg Calbe und an sie

grenzend das kleine freundliche Städtchen gleichen Namens, von der Milde umflossen, gleich einer kleinen, langgestreckten Insel. Am Gardelegener Tor teilt sich die Milde, von Gardelegen kommend, in zwei Arme, um sich am Salzwedeler Tor wieder zu vereinigen. Die Milde, sie hat den Namen in der Tat, durchfließt recht milde die wiesen- und weidenreiche Gegend, die fruchtbare Niederung, den „Calbeschen Werder“.

Die Stadt hat keine Industrie, nicht viel Fremdenverkehr und, jedenfalls erfreulich, wenig von dem modernen Geist unserer Zeit. Zwar blüht das Vereinsleben, gefördert durch den Bürgermeister Maier zum Gottesberge. Es sind dies aber alles Vereine, die der Gesamtheit zum Nutzen dienen. Schulen und tüchtige Lehrer sind vorhanden. Amtsgericht, Ärzte, Geistliche, Apotheke, gute Gasthäuser mit billigen Preisen, alles ist da. — Hinter der schönen alten Kreuzkirche mit dem hohen Turm auf dem schattigen Kirchplatze summen die Bienen in den blühenden Linden, und dann die herrlichen Spaziergänge rings um die Stadt herum unter den rauschenden Laubkronen. — So still und abgeschlossen war alles, so sonntagsstille und feierlich, daß ich sinnen mußte, warum wir Menschen draußen in der Welt uns das Leben so schwer machen.

Wanderer in der Altmark! Verschäume nicht, das kleine freundliche Städtchen Calbe a. d. Milde mit ihrer biederen Bevölkerung aufzusuchen. —

Concordia.

In dem Städtchen Calbe a. M. blühte vor 50 Jahren ein Theaterverein „Concordia“. Ehrbare Bürgersöhne und Bürgertöchter waren die Schauspieler. Ich muß immer an die Oberammergauer Passionsspiele

denken, nur mit dem Unterschied, daß die Concordia Vaterländische Volksschauspiele, auch Possen, aber fern von jeglichem gemeinen oder gar unsittlichen Inhalt aufführte. Wohl die ganze Stadt gehörte der Concordia an. Eintrittsgeld wurde nicht erhoben, dafür ein kleiner fester jährlicher Beitrag. Nur wenn für „die Armen“ gespielt wurde, hatten auch Nichtmitglieder Zutritt. Der Kassierer August Dannehl sagte dann immer: „Eintritt noch Belieben, mein Herr oder meine Dame, aber nicht unter 2 Silber Groschen sechs Pfennig“.

Im Sommer ruhte das Theater. Handwerk war nur Nebenberuf, Ackerbau und Viehzucht die Hauptsache. Der Sattlermeister Puppe in der Salzweberstraße sagte einmal zu mir, als er eine Schiebkarre voll Dünger nach seinem Garten gegenüber der großen Wiese transportierte, (ein Fahrweg ging nicht dahin): „Ja, ja!“ Die Kiepe und die Karre wird dem Calbeschen Professionisten gleich angetraut!“ Nur einen habe ich gekannt, den Stellmachermeister Voigt, der nur seinem Handwerk oblag.

Die Theateraufführungen der Concordia fanden im November am Sylvesterabend, im Januar, Februar und März im Dannehl'schen Saale statt. Viel Mühe kostete es, die Rollen einzustudieren. Zuerst fand bei Schulden Jochen, der als Souffleur wirkte, eine Leseprobe statt, und wenn Fremdwörter vorkamen, dann mußte der Rektor Spröde aushelfen, damit kein Unfug auf der Bühne gesprochen wurde. Ein großes Verdienst hatte der Färber Rudolf Jahr, Geselle bei Garß, und August Dannehl, später Schuhmachermeister, um das Schauspiel. Leider wurde Jahr später „fremd“, d. h. Garß kündigte ihm den Dienst. Man hat Jahr in Calbe nie wieder gesehen. Nach dem Theater fand dann regelmäßig Ball statt. Die Musik führte Johannes mit seiner Kapelle, alles alte bekannte Musikanten im Nebenberuf, aus. Die Musik war verhältnismäßig nicht schlecht. Vor allem war es Carl Bede, der mehrerer Instrumente mächtig war.

Der Ruf der Concordia in Calbe ging über die Grenze der Stadt hinaus. Gastwirt Wegert besuchte stets das Theater mit seinen fremden Gästen, die des Lobes voll waren. Wenn der Departementskassen- und Rechnungsrevisor, Rechnungsrat Baron aus Magdeburg, die Kasse der Gerichtskommission in Calbe revidierte, ließ er es sich nicht nehmen, dem Schauspiel beizuwohnen. An Mitglieder seien erwähnt: Wilhelm Wulkow und seine Schwester Lottchen, Karl Hoffmann, Hermann Wille, Alwine Lindenberg, Wilhelm Hahn, Baumanns Minchen, Stoffel Dannehl's Fritz, Wilh. Meinecke, Zeitgens Lottchen, Theodor Zeitge, Herper, Beyers Fritz und Emma Genhe, Minchen und Hermann Engel, Fritz und Minchen Schmidt, Nielchen und Fritz Lemke, August und Johanna Eggebrecht, Feilhaber, Marie Ackerhausen und andere. Viele davon deckt vielleicht schon lange der kühle Rasen.

Später bildete sich noch ein anderer Laientheaterverein „Elysium“ der beim Gastwirt Wolff spielte, aber an die Concordia reichte er nicht heran. Nur als Wilhelm Herper früh starb, hieß es in Calbe: „Er ist als Schauspieler für uns unerseßlich.“ Vielleicht ist die Concordia schon längst zur Ruhe gegangen, wie so manches gute Alte, was der modernen Zeit hat weichen müssen.

Die alten Sänger in Calbe.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts grüntem und blühtem die Gesangsvereine ganz besonders in den deutschen Landen. Wollte man doch die deutsche Einigkeit durch Gesang-, Turn- und Schützenfeste erzielen. In Calbe a. d. Milde waren es stimmbegabte, einfache Ackerbürger und Handwerksmeister, die, wenn sie des Tages Last und Hitze getragen hatten, des Abends noch Zeit fanden, den Gesang unter der Leitung des Rektors

Spröde und des späteren Dirigenten, ersten Lehrers August Lübeck zu üben, eines echten Calbenfer Kindes, Sohn des Brauereibesizers Lübeck. Die Lübeck'sche Liedertafel besteht wohl heute noch. Die Sänger waren Musikus und Schneidermeister Karl Wede auf der Burg Calbe, 1. Tenor, Wassermühlenbesizer Müller (Boatermöllers Willem), 2. Tenor, Schmiedemeister Karl Kluge, 1. Tenor, Schneidermeister Hermann Genthe, 2. Tenor, Seifensiedermeister Karl Eggebrecht, 1. Tenor, Färbermeister Garz, 2. Bass, Drechlermeister Fritz Schmidt, 1. Bass, Küster Heuer, 2. Bass, Ackerbürger Wilhelm Meinede in der Gardelegenerstraße (Meinedens Willem) 2. Tenor u. a. Alljährlich im Winter fanden drei bis vier Konzerte im Fritz Dannehl'schen Saale statt. Die Sänger standen im Halbkreise auf der Bühne, mit schwarzem Frack, weißer Pflöweste, weißer Binde und weißen Glatcehandschuhen, die Notenblätter in der Hand. Alles rüstige Gestalten, denen man ihren schweren Beruf hier nicht ansah! Der Saal war stets von den Familien der Sänger gefüllt, ja, aus der ganzen Umgegend kamen die Zuhörer herbeigeeilt. — Und was wurde gesungen? „Was ist des Deutschen Vaterland?“ „Und hörst du das mächtige Klingen von der Ostsee bis über den Rhein?“ „Vater, ich rufe dich!“ „Du Schwert an meiner Linken“ und alle die schönen Lieder aus der Zeit der großen Erhebung der Freiheitskriege. Man merkte es, wie die Einigkeit des deutschen Vaterlandes herbeigesehnt wurde. Aber auch humoristische Lieder ertönten: „Das Schuhbrücken“, Du verdammter Schuh, Schuh, Schuh und du verdammter Schuhknecht dazu, „Sonntags zieht der junge Mann seinen neuen Leibrock an.“ „Wer auf der Welt sein Glück will machen.“ „Fische fangen, Vogelstellen verdirbt so manchen Junggesellen“ usw. Ein Zugstück war es, wenn Karl Wede, der Heldentenor, das Lied sang:

Gefang verschönt das Leben,
Gefang erfreut das Herz,

Ihn hat uns Gott gegeben
Zu lindern allen Schmerz! —

Dann nahm er die Flöte und spielte ein Solo aus dem „Troubadour“ und dann das „Tenorhorn“. Karl Wede durfte auf keinem Konzerte fehlen. Er war überhaupt ein Künstler und spielte meisterhaft alle Instrumente. Ein Musikdirektor aus Magdeburg (wenn ich nicht irre, Rebling) hatte seinen Heldentenor auf einem Konzert in Calbe gehört und bot ihm an, er wollte sich für ihn in Berlin am königlichen Opernhause um seine Ausbildung verwenden, aber Wede lehnte das Anerbieten ab: „Ich habe hier in meiner Vaterstadt mein Auskommen, wenn auch nur ein bescheidenes, ich trachte nicht nach hohen Dingen.“ — Dann fügte er in altmärkischem Platt treuherzig hinzu: „Wo mien Döllern unn Grootöllern unn Urgrootöllern west sinnt, oppt Borg in Kalf, doa will ick ool bliewen!“ Aber auch die andern Sänger leisteten Tüchtiges. Garz und Heuer im tiefen Bass, Buhmanns Fritz und Wilhelm Meinede im Bariton u. a.

Nach dem Konzert fand Ball statt. Die Damen in weißen Kleidern und nach der damaligen Mode mit umfangreichen Reifröden (Krinoline) und weißen Handschuhen. Es hieß damals: „Wenn man kommt in'n Saal ohne Reif im Rock, so sag'n gleich alle Leut, da tanzt ein alter Stod!“ Es war für die Herren das Tanzen damals recht beschwerlich und namentlich, wenn eine Tänzerin fiel, war großes Hallo! Wie hat sich doch die Zeit auch darin verändert. Jetzt können die Kleider nicht eng genug getragen werden. Wer weiß, ob nicht die Krinoline, das unpraktische Kleidungsstück, nochmals auf der Oberfläche erscheinen wird. Die Tanzmusik leistete Johannes mit seiner Kapelle, auch in den Konzertpausen führte er vortreffliche Musikstücke auf.

Im Sommer fand im „Bildgarten“ das Gartensfest statt. Der Rittergutsbesizer Majoratsherr Rudolf v. Alvensleben stellte dazu seinen schönen Park zur Verfügung. Er war Junggeselle und etwas schwerhörig, aber seine Lieblingslieder „Frühmorgens wenn die

Söhne kräh'n", „Das ist der Tag des Herrn“, „Wer hat Dich du schöner Wald“ usw. durften nie fehlen. Auch sein Bruder, der Dresdner Landschaftsmaler Oscar v. Alvensleben, hörte gern dem Gesange zu. Er wollte die Burg seiner Familie in Calbe wieder aufbauen und ein Testament errichten, aber ein unerwarteter Tod hat ihn wohl daran verhindert. Er soll ein bedeutendes Vermögen hinterlassen haben. Es haben seine Nissen und Nichten, er selbst war unverheiratet, geerbt.

Aber nicht nur Konzerte gaben die Sänger, sondern auch an den Festtagen verschönten sie den Gottesdienst in der Kirche. Sie sangen die Liturgie und nach Schluß der Predigt des Oberpredigers Wagner, eines tüchtigen Kanzelredners, noch ein passendes geistliches Lied. Der Oberprediger wurde vorher befragt, welcher Gesang ihm genehm wäre. Wagner fing stets ganz leise an zu predigen und zum Schluß wurde er immer lebendiger und nach dem Amen setzte dann der Chor ein: „Ja, ja! Das ist gewißlich wahr! usw.“ Am Karfreitag wurde ein Teil der Matthäuspassion von Joh. Sebastian Bach zu Gehör gebracht.

Hatte ein Sänger Hochzeit, so wurden ihm am Polterabend vor seiner Tür herrliche Lieder gesungen, starb einer von den Sängern oder jemand aus der Familie, so stellten sie sich am Grabe ein.

Bei Garz starb ein Kind an der Bräune, schluchzend sprach der Vater, der führende Bassist, den Sängern seinen Dank am Grabe aus und fügte hinzu: „Ich habe nicht können mitsingen, der Schmerz ist doch gar zu groß, aber ich werde dem Gesange treu bleiben.“ Im Jahre 1866 starb der so rüstige Mann an der Cholera. Wie manchen braven Familienvater hat diese tödliche Krankheit in Calbe dahingerafft! Weit über die Grenzen der Stadt hinaus erscholl der Ruf der Calbenser Sänger. Sie erhielten Einladungen nach andern Städten zu den Gesangsfesten, sogar nach Berlin. Sie lehnten es ab und sagten: „Wir haben

hier Weib und Kind und machen keine Kunstreisen. Wer uns hören will, mag nach Calbe kommen.“ Und dabei blieb es! — Nur „Boatermöllers Willem“ hat eine Reise mit dem Berliner Domchor als Gast und 2. Tenor nach Petersburg mitgemacht. Er hat öfter erzählt: Me hatt' upp de Reif' noa Peterburg ganz goot gefall'n, id' heb man bloot de oll' Russen nicht verstaohen könn'n.“ Das waren die „guten alten Zeiten!

Das alte Schützenfest in Calbe.

Eine der lieblichsten Jugenderinnerungen ist mir das alte Schützenfest in Calbe a. d. Milde. War es doch nächst dem Weihnachtsfeste das schönste Fest in dem kleinen Ackerstädtchen. Das ganze Jahr sprach man davon und sehnlichst erwartete man es. Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Schützengilde gegründet. Angesehene Bürger traten in dieselbe ein. Wer nicht Schütze war, wurde für nichts gerechnet. Die Aufnahme in die Gilde geschah durch „Ballotage“, d. h.: Es wurden schwarze und weiße Kugeln von jedem Stimmberechtigten verdeckt abgegeben. Ueberragte die Zahl der schwarzen Kugeln die weißen, dann war der Aufzunehmende nicht gewählt. Dies galt für eine Schande. Jetzt kennt man dergleichen nicht mehr. An Stelle von Kugeln sind die Stimmzettel getreten. Es war immerhin eine kostspielige Sache, Schütze zu sein. Die schöne, glänzende Uniform, die von dem Schneidermeister Feilhaber angefertigt wurde (er war Militärschneider gewesen), war teuer. Sie bestand aus einem dunkelgrünen Tuchrock mit schwarzen Samtkragen und schwarzen Aufschlägen und schmaler roter Einfassung, dunkelblauen Tuchhosen mit roter Biese und feinen, leinenen, weißen Beinkleidern, dazu Hut

mit Federbusch und grüner Tuchmütze. Das Fest selbst wurde zwischen Pfingsten und Johannis abgehalten. Es dauerte drei Tage, am Sonnabend, Sonntag und Montag. Am Freitag Abend war Zapfenstreich. Eine Kompagnie marschierte mit voller Musik durch die Stadt. Die Offiziere bekamen vor ihren Türen ein besonderes „Musik-Ständchen“. Am Sonnabend früh wurde „rümtrümmelt“, d. h. die beiden Tamboure Kammann und Guthmann durchschritten trommelnd die Stadt. Nachdem um 9 Uhr zum zweiten Mal „rümtrümmelt“ was, erfolgte der Umzug durch die ganze Stadt, dann der Ausmarsch nach dem sogenannten „Schützenplatz“, einer schönen großen Wiese, die der Besitzer des 2. Rittergutes Amtmann Schildt kostenlos zur Verfügung gestellt hatte. Vorher hatten sich die Schützen nebst dem Musikkorps vor dem Hause des Kommandeurs, Schmiedemeister Eggebrecht versammelt. Später ist die „große Wiese“ verkauft worden an die Bürger. Es sind Gärten daraus entstanden. Der Zug sah recht stattlich aus. Der Kommandeur, eine herkulische Gestalt, mit wallendem weißen Federhut, neben ihm schreitend sein Adjutant Färbermeister Gark. Die Schützenfahne, die vorher vom Rathause abgeholt war, trug der Fahnenträger Schlossermeister Köch, Fahnenunteroffiziere waren der Ackerbürger Stoffel Dannehl und Schlossermeister Flügel, Feldwebel der Ackerbürger Fritz Dannehl, später Kommandeur, Offiziere der Brauereibesitzer Christof Kummert, Bäckermeister Dietrich Engel, Wassermühlenbesitzer Müller (Boatermöller) und Holländer, Molkenspächter Lüttge (Hollänner Lüttch). Den Schellbogen trug der Polizeidiener Ruffe, später der Damenschneider Herper. Auch die „Suite“ fehlte nicht. Der König und Kronprinz, die glänzende Uniform mit vielen Orden geschmückt, mit ihrer Begleitung machten einen prächtigen Eindruck: „Int Swiet“ gingen die Honoratioren, der Bürgermeister Mittelstraß, der Arzt Dr. Danneil, der Apotheker Wilhelm Senff u. A., auch die über 60 Jahre

alten Schützen, die kein Gewehr mehr zu tragen brauchten. Auf dem Schützenplatz angekommen, hielt der Bürgermeister eine Ansprache, die in ein Hoch auf Seine Majestät den König von Preußen ausklang. Nun folgte das Königsschießen. Das Ergebnis wurde mitgeteilt, der alte König und Kronprinz seiner Würde enthoben und der neue feierlich durch Umarsch eingeführt. In der Stadt wurde gegen Mittag gefragt: „Wöcker is denn König un wöcker is denn Kronprinz?“ „D. Teitich (Tischlerstr. Teitige) un Willk (Uhrmacher Willkens) Kronprinz.“ Und die Neugierde war befriedigt. Die Häuser des neuen Königs und Kronprinzen, die es immer nur auf ein Jahr bleiben durften, wurden dann mit Blumenkränzen und frischen Laubgewinden geschmückt. Eine Girlande mit entsprechender Inschrift: „Es lebe der Schützenkönig“ wurde hoch über die Straße gezogen und an dem gegenüberliegenden Hause befestigt. Auf dem Schützenplatz waren Zelte (Boodn) aufgeschlagen, so das Schützen- (Weinzelt) Schützenwirt Dannehl, Tanzbuden des Brauers Lübed und des Herbergsvaters Ludwig Schulze, Zucker- und Würfelbuden u. A. fehlten nicht. Es durften aber nur einheimische Gewerbetreibende zugelassen werden. Gegen Abend erfolgte wieder der Rückmarsch der Schützen in die Stadt, aber sie kehrten dann einzeln nach dem Schützenplatz zurück um sich bis zum frühen Morgen mit ihren Familien mit Tanzen zu vergnügen. Am Sonntag war Kirchenparade, — der Oberprediger hielt die Predigt — (Paradeanzug, weiße Beinkleider) darauf wieder Marschieren nach dem Schützenplatz. Das war der Hauptfesttag. Es kamen die Landleute von Nah und Fern mit den ihrigen zum „Schützenfest noa Kalf“ um sich zu vergnügen. Nachmittags wurde die Polonaise von den Schützen um die „Eiche“ herum aufgeführt. Es war dies ein in ein Rundteil gepflanzter junger Eichbaum, mit Buschwerk umgeben; Kletterstangen für die Jugend waren vorhanden; auch „Wettlaufen“ wurde veranstaltet. Am

Abend wurde nur noch die Fahne mit Musik nach dem Rathause gebracht. Der Montag, der dritte und letzte Tag, war mehr für die Honoratioren bestimmt. U. a. waren der Amtmann Schildt und der Oberprediger da. Es wurde am Nachmittage bis zum Morgen im Schützenzelte getanzt. So hatte dann das schöne Fest, das drei Tage und drei Nächte gedauert hatte, seinen Abschluß gefunden. Das übliche Mittagsgesicht: Grüne Erbsen, Mohrrüben und neue Kartoffeln (Gröön Ersten, gäöhl Köben und nee Tüffel) durften auf keinem Tische fehlen. Es wird vielen Alten in guter Erinnerung sein. Die Musikkapellen wurden von außerhalb herangezogen“ bis Johannes aus Kläden bei Arendsee kam und sich in die Herpersche „Klein-Kossätenstelle“ im „Winkel“ hineinheiratete (rinfreet) und in Kalbe tüchtige Musiker heranzubildete. Später hat die Gilde sich ein eigenes Schützenhaus vor dem Salzwedeler Thor gebaut und einen Schützenplatz erworben, aber an das alte „Schützenfest“ soll die Feier nicht herangekommen sein. Während der Kriegszeit hat das Fest nicht stattgefunden. Es wird überhaupt wohl nicht mehr, wenigstens nicht in der früheren alten, schönen Weise abgehalten werden. Auch hierin hat die neue Zeit Wandel geschaffen.

Die alte Wassermühle in Calbe.

Wenn man sich von Neuendorf am Damm auf der Chaussee Calbe a. d. Milde nähert, dann erblickt man rechts und links die herrlichsten Weizenfelder, die namentlich zur Zeit der Reise einen schönen Anblick gewähren. Wenn man im Frühjahr und im Herbst im Frühnebel dort wandert, so glaubt man sich in das Gestade der Ostsee versetzt; der Nebel wogt auf und ab auf den weiten Flächen, kein Baum, kein Strauch ist zu sehen, nur das Rauschen des Wassers fehlt. Bricht die Sonne durch die Nebelwolken, dann merkt man, daß es eine Täuschung ist.

Kommt man weiter nach Calbe zu über den Königsgraben, dann sieht man rechts die herrlichsten Wiesen und Weiden, soweit das Auge reicht, zum Rittergut Calbe gehörig, links liegen die Dämme, den Kossäten und Büdnern aus Calbe bei der Separation vom Rittergut 2 zugeteilt; fruchtbares Land, an beiden Seiten durch Abzugsgräben eingerahmt. Die ganze Gegend ist wirklich ein gesegneter Teil der schönen Altmark. Links vor Calbe ragt das v. Gohler'sche Schloß und die alte Burgruine mit dem rechteckigen Wartturm und dem spitzen Schloßgiebel weit in das Land hinein. Die Ruine, hellgrau getüncht und erneuert durch die Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, macht einen freundlichen Eindruck und erinnert an längst entschwundene Zeit, als die alten Ritter v. Alvensleben noch hier wohnten. Doch ich will ja von der alten „Wassermühle“ reden. Sie lag so recht im „kühlen Grunde“; zwar hatte sie nicht ein Mühlrad, sondern vier große Wasserräder, zwei für Roggen- und zwei für Weizengang, außerdem noch Del stampfen. Sie lag am Ende des „Wildgartens“ und war wohl früher Gutsmühle gewesen, ein einstöckiges Haus aus Fachwerk. Wenn die Delstampfen herniederfausten, krachte das Haus in allen Fugen. Aber es war eine Goldgrube. Die vier Windmüller in Calbe (Engel, Nahrstedt, Köhn und Büßfeldt) konnten den Bedarf nicht decken. Der erste Besitzer der Wassermühle, Schildt, kaufte sich das Rittergut 2 in Calbe zur altmärkischen Franzosenzeit. v. Alvensleben konnte das Rittergut 2 nicht halten. Frau Schildt sagte zu ihrem Mann: „Na, Willem, wo vöal Geld hast Du denn?“ — „Ich hebb drittig dosend Doaler.“ — „Ich hebb ook drittig dosend,“ sagte die Frau. Und das Gut, welches 200 000 Taler wert war, wurde für 60 000 Taler verkauft. Es ging dann später an den einzigen Sohn Wilhelm über. Jetzt ist der Besitzer v. Gohler. Das fruchtbare Land steht in hoher Kultur. Dann wurde Müller Besitzer der alten Wassermühle. Um ihn von den vielen Müllern in Calbe zu unterscheiden, wurde er „Woater-Möller“

genannt. Er hatte drei Söhne: Woatermöllers Willem, Woatermöllers Robert und Woatermöllers Gustav. Wilhelm war wieder Müller geworden und übernahm die Wassermühle nach seines Vaters Tode. Robert hatte die Kaufmannschaft in Bismark bei Zimmelman erlernt und besetzte sich später in Calbe als Nachfolger des Kaufmanns Kleinloff. Gustav wurde Apotheker in Alten- oder Langenweddigen. Später zog er nach Blankenburg, als er seine Apotheke verkauft hatte. Er soll bedeutende Erfindungen in der Chemie gemacht haben. Sie alle deckt wohl schon lange der grüne Rasen. Vor fünfzig Jahren mußte die alte Wassermühle der neuen Platz machen. Sie wurde aus dem Wildgarten nach d. m. jenseitigen Mildeufer verlegt. Es entstand ein stattliches massives Gebäude mit allen Errungenschaften der damaligen Technik im Müllereigewerbe. Die Besitzer haben nach Wilhelm Müller öfter gewechselt. Vor einigen Jahren war die Wassermühle eine Zeit lang herrenlos. Der Segen der alten Mühle war wohl verschwunden. Müller hatte vor seiner Tür einen schönen Blumen- garten, namentlich stand die Rosenzucht weit und breit in hohem Ansehen. Er züchtete die seltensten Sorten. Wenn man über die alte Mildebrücke an der alten Wassermühle vorbei kam, dann glaubte man sich in einen Urwald versetzt, rechts der Wildgarten mit seinen hohen sch'anken Eichen, Erlen, Linden, Eichen und Birken, links am Mildeufer alte dicht zusammen- stehende mächtige Pappeln, „bedeckt mit Moos und Schorf“, so daß auf den holprigen schmalen Steindamm kein Sonnenstrahl durchdringen konnte. 1863, als die Chaussee gebaut wurde, verlegte man den Weg und Brücke. Der Weg kam zum 1. Rittergut, das dafür den „Burgdamm“ zur Chaussee bergab. Die alte Straße wurde in fruchtbares Gemüseland umgewandelt.

Noch möchte ich eines Umstandes aus meiner Jugend erwähnen: Im Wildgarten stand ein Gartenhaus, auf dessen Dach eine Holzfigur mit braunem Rock und grauem Filzhut ragte. Wir Kinder gingen nur ungern

vorbei, denn wir fürchteten uns. Es hieß allgemein, es ist der Weihnachts- mann, der holt uns. Zu verwundern war es nicht, denn der dunkle Weg, das Rauschen der vier Wasserräder, das Dröhnen der Deltampfen der alten Wassermühle, die oft des Nachts auch nicht stille stand, machte auf ein kindliches Gemüt einen unheimlichen Eindruck. Jetzt ist das alles ver- schwunden und ein sonniger Weg führt von der „neuen Wassermühle“, die nun auch schon wieder alt ist, (sie steht über 50 Jahre, man nennt sie den Mehlfasten) nach Calbe.

Der Calbe'sche Werder.

Nicht ein schnell dahinströmender, nicht ein rauschender, lastentragender Fluß, — nein, nur ein bescheiden Gewässer mit langsamem Laufe durch- zieht die „Milde“ die grünende Niederung, die Wiesen und Weidenplätze des Calbe'schen Werders. Die Milde entspringt bei Rogförde im Kreise Gardelegen, durchfließt in anmutigen Windungen, von altem Baumwuchs beschattet, die Leßling'sche Forst und tritt südlich von Calbe in den Kreis Salzwedel ein. Mit den Gewässern des vom Dorfe Berkau kommenden Seekantgrabens vereinigt, nimmt die obere Milde sodann in der Nähe des Weilers Mehrin die gleichnamige untere Schwester oder das Bockfleeth auf, und fließt, nunmehr als Biese bezeichnet, durch den Osterburger Kreis in östlich geschwungenem Bogen der Elbe zu, welche sie, seit ihrer Vereinigung mit dem tauben Aaland — unweit Seehausen Aaland genannt — bei der altberühmten Zollstelle Schnackenburg gegenüber von Lenzen erreicht. Die Milde ist ein eigenartiger Fluß. Sie durchfließt die saftig grünen, leuchtenden, blumendurchwirkten und duftenden, von Erlen und Rüstergebüschen durchzogenen Wiesen. Die Ufer sind häufig mit Schilf und Binsen umkränzt und gewähren einen herrlichen Anblick.

Jene Landschaft, welche von der Milde, dem Seefantsgraben und der Untermilde, sowie von den zahlreichen, durch fleißige Hände allmählich angelegten Meliorationsgräben durchzogen wird, ist demnach eine brüchige Niederung und wird deshalb das „Mildebruch“ genannt. Die Ortschaften, welche in demselben gelegen oder mit Grundbesitz hier angefaßt sind, werden seit unvorstelllichen Zeiten unter der Gesamtbezeichnung des „Calbe'schen Werders“ zusammengefaßt. Ehedem nur arm, wie alle alten Bruchdörfer, haben sie durch die vom Jahre 1780 ab in Angriff genommene Entwässerung der Landschaft in hohem Grade gewonnen. Jetzt, nachdem durch die landwirtschaftliche Arbeit des vorigen Jahrhunderts und infolge der Spezialseparationen die ehemaligen, sehr samptigen Elsbüche am Mildefluß in vorzügliche Wiesen und Weiden umgewandelt worden sind, gelten die Ortschaften des Calbe'schen Werders, insbesondere Butterhorst, Altmerleben, Vienau, Mehrin, Bese, Biesenthal, Einwinkel, Hagenau, Gladigau, Bohlberg als die wohlhabendsten des ganzen Kreises Salzwehel. Früher trat, da das Flussbett der Milde höher lag, als die angrenzenden Grundstücke, der Fluß über die Ufer und überschwemmte weithin die Wiesen und Weiden. In neuerer Zeit ist nun das Bett der Milde tiefer gelegt und auch dadurch Abhilfe vor Uberschwemmungen geschaffen.

Eine starke Rindvieh- und Pferdezucht treiben die fleißigen Bewohner des Calbe'schen Werders. Die Pferde waren zu Remonten vielfach begehrt. Auch blühte der Hopfenbau, welcher jetzt wieder durch den Tabak verdrängt ist. Durch das neue Pacht- und Siedelungsgesetz geht man gegenwärtig damit um, den Calbe'schen Werder zu besiedeln. Möge auch dies der schönen Landschaft zum Segen gereichen! —

Der Drömling.

Kaiser Heinrich VI. schenkte am 1. Juni 1192 dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg aus den Besitzungen des besiegten Herzogs Heinrich des Löwen von Braunschweig unter anderem den Wald „Drömling“. Der Drömling, vor Zeiten auch der freie Drömling genannt, war bis vor 150 Jahren ein großer Bruch, der sich damals zwischen der Altmark, dem Magdeburgischen, dem Braunschweigisch-Wolfenbüttel'schen und dem Braunschweigisch-Lüneburgischen Gebiet meilenweit hinzog. Niemand weiß sich im Drömling zurecht zu finden als die Landleute aus den Nachbardörfern, diese aber auch nur bei hartem Winter oder sehr warmem Sommer in trockenen Jahren.

Das Ländchen umfaßt die sechs niedrig gelegenen Dörfer des sogenannten Amts Debisfelde, nordöstlich der Stadt, nämlich Kaltendorf, Breitenrode, Waffensdorf, Weddendorf, Miendorf und Bergfriede, während die sechs höher gelegenen Dörfer südöstlich der Stadt, Rätlingen, Bösdorf, Lohstedt, Gehrendorf, Rathendorf, Zilbeck (Vorwerk) als „das Land“ bezeichnet werden. Debisfelde mit dem Land und dem Ländchen war längere Zeit bis ins dreizehnte Jahrhundert in dem Besitz der Herren von Debsfeld. Nach deren Aussterben ging es auf die Herren von Obog über, die es 1369 dem Erzstift Magdeburg zum Lehen übertrugen.

Den ganzen Drömling durchfließt die Ohre, von der es heißt, daß sie bald nach ihrem Eintritt in den Drömling unweit Steincke sich in die Erde verkriecht und erst mehrere Meilen davon, vor Calvörde, wieder hervorkomme. Von Calvörde fließt sie über Neuhaldensleben und Wolmirstedt der Elbe zu, in die sie sich bei Rogätz ergießt.

Mehrere kleine Burgen und Burgwälle hat es im Drömling gegeben zum Schutze gegen Einfälle der Wenden. Ein solcher alter Burgwall führt den Namen Piplockenburg.

Im dreißigjährigen Kriege schlug am 25. Juni 1675 der Große Kurfürst bei Fehrbellin die Schweden. Die tapferen Drömlinger Bauern und die Bauern des Calbe'schen Werders waren als „Landwehr“ mit in den Krieg gezogen. Noch heute hängt eine Fahne mit der Jahreszahl 1675 und dem Spruch: „Wir Bauern von geringem Gut dienen unserm Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut“ in der Kirche zu Dannefeld im Drömling.

Durch Friedrich den Großen kam über den Drömling eine neue Zeit. Er ließ den Drömling urbar machen. Zeitweise wurden bis 2000 Arbeiter beschäftigt. Mehrere große Vorflutkanäle wurden gezogen mit einer Menge Abzugskanäle und Gräben, Brücken, Schleusen, Fang- und Staudämme. Die Ohre erhielt ihr regelmäßiges Bett. Durch vier breite Hauptdämme wurde der Drömling passierbar gemacht. Auf dem sogenannten Taterberge im Miesterhorster Drömlingsreviere waren 1787 die ersten Gebäude errichtet. Es wurde ein Grabenbauinspektor und Grabenmeister eingesetzt. Der Besitzer des einzigen Ritterguts Hermann Rimpau auf Cunrau hat sich durch seine „Dammkulturen“ um den Drömling verdient gemacht. Er hat den Weg gezeigt, wie man unfruchtbares Sumpfland in fruchtbares Ackerland verwandeln kann. Und wenn nun noch der geplante Elb-Weser-Kanal den Drömling durchschneidet und vollständig entwässert, dann steht für die Drömlingslandschaft eine großartige Entwicklung bevor.

Die Drömlingsbauern halten heute noch fest an ihren alten Sitten, Gewohnheiten und Bräuchen und zeichnen sich durch großen Fleiß aus. Möge es immer so bleiben! —

Gardelegen.

Man mag kommen, von welcher Himmelsrichtung man will, von außen präsentiert sich stets freundlich die schöne langgestreckte Stadt Gardelegen, inmitten von Gärten und Wiesen, mit den etwa gleich von einander abstehenden drei Türmen der Marienkirche des Rathauses und der Nikolaikirche. Urkundlich wird das „Dorf Gardelegen“ bereits im elften Jahrhundert erwähnt. Vermutlich ist aus diesem Dorf später erst nach Stendal die „Stadt“ Gardelegen entstanden. Der Begründer war wahrscheinlich der Askaniere Graf Heinrich von Gardelegen, ein Enkel Albrechts des Bären, der Sohn Otto I. aus zweiter Ehe, der Stifter des Stendaler Domstiftes mit der Domkirche des heiligen Nikolaus und der Erbauer der Stefanskirche zu Tangermünde. Als wirkliche Stadt kommt Gardelegen erst in einer Urkunde von 1196 vor. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurde die Stadt durch einen Brand fast ganz zerstört. Zum Wiederaufbau erhielten die Bürger 1241 von dem Markgrafen Otto III. und Johann freies Bauholz aus der nahen großen Lehlinger Heide. Die alte Burg lag außerhalb der Mauern und Wälle der Stadt, in sumpfigem Terrän auf einem Werder, den die Milde mit ihren Nebenflüssen Lansabach und Goldbach bildet. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erhielt die Burg den Namen „Isenschnibbe“, der eisernen Schnibbe. Das Herrenhaus, welches die Besitzer von Alvensleben Ende des 18. Jahrhunderts an Stelle der alten Burg Isenschnibbe erbauten, ist als Rest eines „Ritterguts Gardelegen“ vor achtzig Jahren verkauft und in bürgerlichen Händen in eine Kartoffelstärkesabrik verwandelt. An alten Bauwerken sei erwähnt: das Salzwedeler Tor. Ueber dem Tor stand vor Zeiten ein Turm; derselbe wurde im Juni 1689 abgebrochen. Das Rathaus. Auf dem Rathhausturm wohnte der Stadtmusikant, der

droben bei Tag und Nacht Wache halten und Feuer anmelden mußte. Die St. Marienkirche und die St. Nikolai Kirche.

Vielfach wurde Gardelegen durch Feuerung, Pest und Feuersbrünste heimgesucht, trotzdem lehrte im 16. Jahrhundert bei der Bürgerschaft Gardelegens Wohlstand, ja Reichthum ein, wie kaum je zuvor. Man verdankte dies dem Hopfenbau und der Bierbrauerei. Der Hopfenbau der Stadt muß schon in alter Zeit bedeutend gewesen sein; im Stadtwappen führt sie den halben roten Adler und vier mit Ranken umwundene Hopfenstangen.

Die Westfälische Zeit brachte der Stadt eine vorübergehende Blüte der Tuchfabrikation. Später beschäftigten Fabriken von Horn- und Perlmutterknöpfen zahlreiche Arbeitskräfte. Im wesentlichen freilich ist Gardelegen eine Ackerstadt geworden, welcher der allmählich wieder anwachsende Wohlstand der Landleute zu gut kommt. Die Stadt zählt jetzt nahe an 9000 Einwohner.

Möge die freundliche Stadt mit den grünen Hopfenranken im Wappen sich auch in unsern schweren Tagen im harten Kampfe um's Dasein als tüchtig bewähren und ihre Söhne zu rechtschaffenen Männern erziehen! —

De olle Grundprofiser.

Du, Krischoan Suërbeer, segg me doch moal, wat is denn dat eigentlich söm Kär'l 'n Grundprofiser? Dat will id de seggen, Roawer Kröger Nitschen, kumm man hüth Dab'dn 'n bischen rüm to uns, noat Schummerstunn', denn will id dee de Geschicht von oll'n Grundprofiser Bollmann vertellen. Du kannst oof hüth Dab'dn Dabendbroot metäten, weil dien Wiew noa Hemstä reist is beet Grootkinner. — Wie hemm

hüth Dab'dn Krülltüffeln un Härig. Dan Härig hemm wie von Koop, mann Hoaberland'n löfft, Stück kost't veer Pennig, äwer echt Hölländsch Ploom Härig. Hoaberland het düit so dorch dan Polizeidiener un Uthröper Kuffli uthroopen loaten. De Härig sind wirklich goot. Kumm denn man rüm. — Joa woll, Krischan Suërbeer, id loam. — Dab'dn un söahm kam denn oll Kröger Nitsch an, groad to rechten Tied met lang'n Piep, de was in Brand un qualm' där he, met sien Toback Hamborg boabd'n, as'n Koster bakt. He klopt nu an de Stub'n-Däohr, he was äwer so ungeschickt, det he met'n Rücken toërt int' Stuw' loam is. De oll lang'n Sengstoak'n von Piep was doaran Schuld. Ha id Kröger Nitschen nich noch hoal'n, dann wär he rüclings noch in uns Stuw' henschloahn. De oll lang'n Piep un sien Höltentüffeln, de he upt Föth ha, wassen doaran Schuld. Mien Fru un Kinner hemm lacht, det se sich'n Buuk hemm hoal'n münn, aewer den ungeschickten Tölpel. — Na Roawer, säh id, stoah man hööd upp, süß wan noch de Tüffeln toalt, de lang'n Piep stell man hinneru Dahm, de kannst Du denn noaher, wenn wi getten hemm, werrer anböden. Nu hemm se all an' Disch sich sett: Krischoan Suërbeer, sien Fru un veer Kinner un Roawer Kröger-Nitsch. De Klein Bielen het bächt: „Kumm, Herr Jesu, was unse Gast un giff uns, wat Du uns updroagen hast.“ — Dann hemm's all gäten. De Tüffeln, groot Schöttel vull, wassen recht mählig un schön, oof de Härig was goot. Noa Disch het Krischoan Suërbeer as Huhsvoraxer det Gebäth sproaken: „Wie wull'n danken'n leewen Gott, denn he is fründlich un sien Gütth duert ewig!“ — Nu ha sich Krischoan sien lort Piep anstaken, un Kröger sien lang'n. Krischoan het nu vertelt: „Was moal ens een Dagldhner, de het upp't Borg wechnt in Klein Dagldhner Koath — Sabach — so as mehr upp't oll Borg hüth noch sint, Düsse Kär'l het Stoffel Ballmann heeten. He het'n Krieg unner Na-

polejun geg'n Rußland metmoakt. He wußt äewer von düssen Krieg nist wierer to vertellen, as det he int Bersina: (Beresina) bett äewern Hals int loalt Woater leg'n het, doavon het he sien stief Been behoaln, „un äewer Hornborg sünnt w' noa Gubs loam.“ — He ging nu all Morg'n vont Borg äewert Mill dorch mien Goarn, un Hof, un Gubs noat Afftheek äewert Straot weg. In de Afftheek het he hulpen, Krüter drög'n un klein snieden, un de Raehr in groon Mörser stösten, doabee het he jon'n Spectoafel moakt, as wenn' Klock von' Loarm lüth' hett. Det is oof manchmoal Nachts passiert, wenn Melizien muß moakt wan, so dat de Lüth dachten, dat Frier is. Ballmann het sich äewer an nist lehr, he het lustig met sien olln grood'n Mörser wierer bimmelt. Weil he nu immer int Afftheek von „Ruguemont“ helpen däh, het man'n oll Ballmann „Grundprofiser“ roopen, denn he was doch Daglöhner int Afftheek un was de rechte Hand von'n richtigen Projijer. Ballmann het all Doag veer Gootgroschen von Ruguemont bekoam. Det was to doamoalgen Tieten vöol Geld förn Grundprojijer. Id ha moal ens vöel to dohn. Ballmann was groad moal free int Afftheek un het denn bee mee Daglöhner spöalt. Toot Fredstüek is Schinken un Kees uppdroag'n west. Ballmann het seggt: „Na, Kees dat geht, äewer Schinken, dat het joa unjer eener all' Daog.“ — „Nu segg moal, Ballmann“, seggt id, „wo vöel Schwien schlacht Du denn all Joahr?“ — „Nu, een!“ — „Na, doa kannst Du doch nich all Doag Schinken äeten, wenn Du all Joahr bloot een Swien schlachten deist.“ — De olle Grundprojijer was nämlich n' giezigen Kärl, dee'n Hals nich kunn vullkrieg'n. — Eenmoal ging he werrer dörch mien Gaord'n. Mien Königs Toafel Bäährn, de Du, Noatwer, joa oof kennst, wassen groad riep. He nich fuhl un schüttelt sich de besten Bäährn aff von Königstafelbäährnboom, list se upp un staet se in sien Kiep. Mien

Fru hett dat all'ns sehn. Id hebb am too Ned stellt un hebb am de Bäährn werra uth Kiep wegnoahm un to am seggt: Wenn me det noch einmal söckümmt, darfst Du nich werra hier dörchoahn. Wenn Bäährn unnern Boohm ling'n, de kannst Du de upläsen un mätneh'm, äewer Bäährn affschütteln, dat darfst Du nich. — Ballmann wußt nist wierer to segg'n: „Id hebb in Rußland int Bersina bett äewern Hals int Jhswoater läg'n un äewer Hornborg sint'w noa Gubs loam!“ — Det olle Leed, wenn he wierer nist weeten däh. — Kröger Mitsch: „Weetst Du, Krishoan Suerbeer, id in dien Stää, ha den oll'n Grundprojijer Ballmann as Spigboof anzeigt.“ — Joa, det seggst Du woll, Noatwer, äewer sien loahm Foot het mee duert, un det he'n Krieg in Rußland metmoakt het. Een Boar Muhlshelln, rechts un links, heff id am äewer doch gäwen, äewer Keener het sehn. He was fürchterlich wüthend un wull sich to Behr fätten, äewer id hebb seggt: Töös man, wenn Du noch wat wißt zeig id de noch as Spigboow an, doa kannst Du noch veer Wochen int Loek (Gefängnis) marscheern un frigst noch'n Buckel vull Prügel, wie olle Spigboow'n. He is denn oof ganz klein int Afftheek afftreckt. He het sien Muhl hoalln. Id hebb oof keen Minschen wat seggt, as bloot Dee hüth Dabdn. He is joa oof nu all langn doot, un äewer Dood'n fall man nist schlechtes sprääken. —

Söndags ging he immer int Kirch, äewer nich hin rümm, sondern mitten upp't Stroat. He ha een oll Ruß'sch Mondeerung an un grood'n ruß'schen krumm' Schlappfäbel. Un de Säbel het upp'n Steendam so raffelt, det all Lüth wußt hemm, eyt geht de olle Grundprojijer int Kirch. Keener het am wat seggt. Eenmoal hett de olle Polizeidiener Ruffli to am seggt, he fall nich sönn Standoal met sien olln ruß'schen Schlepffäbel moaken. — Ballmann het seggt: „Äewer Hornborg sint'w noa Gubs loam!“ Doamet is denn Ruffli toträd'n west. Met Ballmann was doch nist

antofag'n. Int Kirch het de olle Grundprofiser immer dat Gesangboof upp'n Kopp hoall'n, denn lasen kunn he nich, he was so dumm as'n Schaop. — Krischoan Suerbeer seggt nu noch: „Nu is de Geschicht von olln Grundprofiser Ballmann to Enn. Watt seggst Du denn doatoo Roamer Kröger-Nitsch?“ „Dat vertelln het me vöal Spaofß moak, Krischoan, wenn mien Frau uth Hemstah werrer künmt, will id düsse Sach ook vertelln. Nu mutt id me awer upp't Klapp lägn. Id dank de ook, Krischoan Suerbeer, för dat schön' Aobnd'broot, Tüffelun un Häilig. Goodn Nacht, Krischoan! Sloop woll, Roamer!“ So is Kröger-Nitsch werrer afftreckt met sien lang'n Piep un Rohnähß, wöden weet, wo lang' —

Onkel Hauptmann.

In einem kleinen Städtchen, in der Mitte der Altmark gelegen, lebte vor sechzig Jahren ein Mann, der mir seiner Eigentümlichkeit wegen nicht aus meinem Gedächtnis verschwunden ist. Ich will von ihm erzählen: Er war im Orte geboren, sein Vater war Justizrat, Patrimonialrichter, sein Bruder Karl war Obersförster im Pofenschen, seine beiden Schwestern waren verheiratet, eine an den Kreisamtmann S., die andere an den Kaufmann H. Er hieß Eduard (Elegard) mit Vornamen. Er hatte die Rechte studiert, hatte es aber nur bis zum Referendar gebracht. Er wurde später Offizier im Magdeburgischen Infanterie-Regiment N. 26 und nahm als Hauptmann seinen Abschied. Später wurde er dann Hauptmann der Landwehr. Ich sehe noch seine stattliche Erscheinung in der schmucken Uniform, weißblauen Tuchrock mit rotem Kragen und Aufschlägen, sein charakteristisches Gesicht mit schwarzem Vollbart umrahmt. Sein Vater hatte ihm ein Vermögen hinterlassen, von dessen Zinsertrag er leben konnte. Er war der einzige Rentier in der Stadt

und alter Junggesell. Er wohnte bei dem Färbereibesitzer S. zur Miete und hatte die zweite Etage inne, genoß dort auch volle Beköstigung und Verpflegung. Die Wohnung bestand aus 4 Zimmern, zuerst kam man durch 2 kleine Kammern, hier standen hauptsächlich seine Stiefel, wohl 12 Paar, von den kleinsten bis zu den größten Reit- und Jagdstiefeln (Krempstiefel), die stets meine Bewunderung erregten; dann gelangte man in sein Schlafzimmer und von dort in sein Wohn- und Arbeitszimmer, neben diesem war noch eine „gute“ Stube. Wenn er höheren Besuch bekam, pflegte er zu sagen: Treten Sie ein in die „gute Stube!“ — Im Wohnzimmer stand ein „Piano-Forte“. Er spielte täglich einige Stunden darauf, so u. a.: „Wenn der Hund mit der Wurst über'n Eckstein springt — Köchin, Köchin, komm' geschwind, bring' mir was zu essen her, denn mich hungert gar zu sehr!“ — „Mädchen, Du bist meine Freude“ und: „Wo bist Du denn geblieben“ usw. Tänze und alte Volkslieder. Des Vormittags sah er zum Fenster hinaus, seine lange Pfeife rauchend, die war so lang, daß sie bis auf den ersten Stock des Hauses hinunter reichte, mächtige Rauchwolken von sich blasend, sodaß die Nachbarn sagten: „Is denn Füür, oder qualmt Hauptmann werrer so dull?“ — Dann kamen auch die Kinder und sagten: „Onkel Hauptmann!“ (er wurde von ihnen so genannt) „Schmeiß mich'n Bonbon runter.“ Das geschah, er war ein Freund der Kleinen. Je mehr sie nach den Süßigkeiten haschten und sich balgten, desto mehr freute er sich. Oft regnete es auch bunte Bohnen. Er war ein passionierter Jäger und hatte auch eine Jagd gepachtet. Manchen Hasen hat er erlegt, der dann in die Küche seiner Wirtin zu ihrer Freude wanderte. Er brachte auch häufig P u m p k e u l e n, richtig: Bumskeulen (ein rohrartiges Sumpfgewächs mit langer, schwarzbrauner Blütenbolde) von der Jagd mit, die er dann an die Jungen verteilte, die damit eine Schlacht auf der Straße aufführten. Wurde damit

geschlagen, dann flogen die inwendig weißen Blüten wie Schneeflocken umher. Die Leute sagten dann: „Hauptmann hat all werter Pumpkühl'n vont Jagd mett bracht, wi dachten erst, ha eener'n Bett entzwei räten!“ — Es war stets ein Höllenlärm, wenn die Pumpeulenschlacht auf der Straße geschlagen wurde. Wenn Onkel Hauptmann von der Jagd kam, sah er aus wie der wildeste Krieger aus der wildesten Zone; der graue Jagdanzug, die langen Krepstiefel, der lange schwarze Vollbart, der graue, großkrepelige Kalabreserhut und mehrere Bündel Bumskeulen auf den Rücken geschnallt, sodas Fremde diese Gestalt anstauten und nicht wußten, was sie daraus machen sollten. Bauern fragten manchmal: „Wat is denn dat fören Kär!“ „Ruhig, ruhig! Datt is joa Hauptmann, hee kummt von't Jagd, hoalt man joa dien Muhl, süß könnt dee noch schlecht joahn, wenn Du anzeigt wast, müßt Du brummen int Lock! (Gefängnis)“ — „Hebt man keen oll Lüß von'n Narrn!“ Onkel Hauptmann hatte einen getreuen, großen braunen Jagdhund. Er liebte ihn wie ein Kind. In einer Hütte auf dem Hof lag der Hund an der Kette. Manchmal stieß „Flanko“ (so hieß er) ein entsetzliches Geheul in der Nacht aus, sodas die Nachbarn in ihrem Schlaf gestört wurden. Der Hauptmann redete dem Hunde von seinem Schlafzimmer aus gut zu, wenn das nicht half, schimpfte er entsetzlich und schließlich wurde er noch geprügelt und das Geheul wurde noch lauter. Dies wiederholte sich fast jede Nacht. Die Anwohner beschwerten sich bei der Polizei, es half aber nichts. Es war ja „Onkel Hauptmann“, der konnte sich das leisten, den Hund wollte er nicht abschaffen. Eines Tages ließ sein Wirt ein Schwein schlachten. Der Fleischergehilfe M. kam mit dem großen Schlächterhunde Türk, einem Bullenbeißer, auf den Hof. Dieser bis den Flanko ins Ohr, so das es blutete. Onkel Hauptmann, durch das Geheul und Gebelle aufmerksam geworden, brüllte zum Fenster hinaus: „Kommt Er (der Gefelle) mir

nochmal mit dem Hund auf den Hof, so schieß' ich ihn (den Hund) auf der Stelle tot!“ — Der Schlächter erwiderte in seiner Herzensangst im thüringischen Dialekt: „Gestrenger Herr Hauptmann! Fataler Hund — ist schon Jahrer dreie alt“, (d. h. es ist bloß Spielerei) und bläute ihn dann tüchtig durch. Der Hauptmann war nun zufrieden gestellt, denn er war gutmütig. Der Gefelle hat sich später als Meister in dem Städtchen besetzt und hat diese Episode oft erzählt.

Onkel Hauptmann liebte die Geselligkeit. Er hatte mit dem Richter, dem Arzt, dem Apotheker, dem Pastor, einem angesehenen Kaufmann einen Klub gebildet, in einem Gasthof I. Klasse wurde Whist gespielt und Wein getrunken, bezahlt wurde aber erst nach altem Brauch am Sylvesterabend, so das der Wirt sagte: „Heute Abend werden ihre Sünde'n vom ganzen Jahre wieder gut gemacht!“ — Auch hatte Onkel Hauptmann einen Theaterverein für die Honoratioren gegründet. Er leitete das Unternehmen, verteilte die Rollen, fungierte als Souffleur und spielte nach dem Theater auf dem Klavier zum Tanze auf. Ein reicher Brauer sagte: „Mien' Jungs späol'n hütth Dab d bee Onkel Hauptmann Komödig un Hermann (sein 2. Sohn) moakt 'n Jud'n. Es war dies eine große Ehre für die Brauerfamilie.

Onkel Hauptmann konnte das Peitschenknallen nicht hören. Wurde ein Rind zum Schlachten in der Stadt herumgeführt, so knallten die Schlächter nach altem Zunftgebrauch mit der Peitsche hinterher. Er ging dann immer in seine Schlafkammer und umhüllte seine Ohren mit dem Kopfstissen. Er erwirkte schließlich eine Polizeiverordnung, nach welcher das Peitschenknallen in der Stadt überhaupt bei Strafe verboten wurde. Die Bewohner sagten: Dat Flintenknall'n, dat kann he hör'n, äwer dat Peitschenknall'n nich. —

Eines Nachmittags fuhr ein Bauer aus einem Nachbardorfe, wohl etwas angetrunken, wieder nach Hause. Vor Hauptmanns Thür fing er furchtbar mit der Peitsche zu knallen an. Onkel Hauptmann, in seiner Mittagruhe gestört, sprang wütend ans Fenster und schrie den Bauer mit lauter Stimme an: „Will Er wohl das Klatschen lassen, weiß Er nicht, daß das Klatschen hier in der Stadt verboten ist!“ Der Bauer erwiderte: „Dah', wenna wieder nist is, datt hebb ich joa nicht wußt!“ — Dann fing er aber von neuem schrecklich zu knallen an. — Onkel Hauptmann noch mehr gereizt, sprang die Treppe hinunter, barfuß, nur mit einem Beinleid angezogen, und setzte dem Wagen nach. Am Tore an der Chausseegeldhebestelle holte er ihn ein, sprang auf den Wagen und wollte den Bauer zur Rede stellen. Dieser nicht faul, verfechtete ihm einige wuchtige Siege, sodas der Hauptmann von ihm ablassen mußte und den Wagen verließ. Beschämt lief er dann nach Hause, aber „hinten herum“. Die Geschichte war lange Stadtgespräch. Zum Schluß hieß es denn immer: „Dorch dee Stroat too joahn, hat hee sich scheenert un hinterüm is hee werrer noa Fuhs loam“. — Der Bauer wurde gerichtlich zu einer Geldstrafe verurteilt, von dem Vergehen wegen Körperverletzung wurde er freigesprochen, da Notwehr vorlag. Es ist mir unerfindlich, wie ein gebildeter Mann, wie Onkel Hauptmann war, sich soweit hat vergessen können.

Onkel Hauptmann war auch Polizeianwalt (jetzt Amtsanwalt). Er ging dann stets in einem schwarzen Anzuge und Zylinderhut, Zigarre rauchend, nach dem Gericht; ein ehrfamer Schuhmachermeister sagte dann: „Hee geht all werrer noat Gericht, doa waht all werrer Gener verdunnert (verurteilt) un verknadt!“ — Er war ein strenger Polizeianwalt und stellte hohe Strafonträge, daher das Gerede.

Onkel Hauptmann war sehr wohlthätig. Fechtende Handwerksburschen bekamen 2 Groschen, herumziehende Musikanten 4 gute Groschen. Kindern

schenkte er zu dem Schützenfest, zu den Jahrmärkten Geld. Kammen Schauspieler in die Stadt, dann nahm er die Jungen mit ins Theater. Den Weihnachtshilgenabend verlebte er stets bei seiner Nichte, die in der Nachbarstadt an einen Pastor verheiratet war. Er wollte wohl die Leere seines Junggesellenlebens hier in der Familie ausfüllen. Er fuhr des Nachmittags mit Extrapost oder mit Schlitten dahin und kam erst des Abends spät wieder nach Hause. In seinen vorgerückten Lebensjahren nahm er noch eine Wohnungsänderung vor. Er zog in dasselbe Haus, wo seine Eltern gewohnt hatten, nur war es ein stattlicher Neubau geworden. Er wurde hier von dem Gastwirt B. verpflegt. Es war ein Aufstand als er zog, sein Klavier trugen vier Mann, Cello trug er selbst (kleiner Bass) wie der Nachbar sagte: „Hauptmann treckt hütth, doa is am (seinem Wirt) een' hollische Titt (Verdienst) aff snäd'n (entgangen). In seiner neuen Wohnung beschenkte er Kinder mit Birnen aus dem Garten die dann häufig sagten: „Ach Elepart, Elepart (Eduard) noch een Bähr, noch een Bähr!“ — 1864 starb Onkel Hauptmann an einem schweren Darmleiden. Die Schützengilde gab ihm das letzte Geleit. Sein Vermögen hat sein Bruder und drei Geschwister Kinder geerbt. Auf seinem Grabstein stand geschrieben Eduard Landwehrcapitän. Wenn die Alten des Städtchens diese Erzählung lesen, werden sie wohl wissen, wer gemeint ist. So möge denn „Onkel Hauptmann“ in Frieden ruhen und das ewige Licht ihm leuchten! —

De Ossenträthmöll.

In Quaod'n Dambek was ens'n Koster Waed'n Sinnwach (Heinrich) de han'n Ossenträthmöll. „Weest Du denn, wo Quaod'n Dambek lieht un wat'n Ossenträthmöll is?“ „Jd willt Dee säg'n: Quaod'n Dambek lieht

nich wiet von' Hansboomwinkel un'n Träthmöll s'n Möll, dee dörch Offen-
dräh'n waath. Upp düsse Möll, wat nu all-hand moal'n, Weiten, Roden,
Gersten, un ganz Dähl uthpreßt uth Dählsaaten. Aewer sonn' Träthmöll
was för'n Offen n'groot Ploag. Det arm' Thier mütt nämlich immer upp
veer Plöck petten, de innrammt sint, aewer werrer in't Her goahn, sobald
de Off met sien veer Been uppetten deiht. De Off is immer in Quaol,
denn he mütt, wenn he oof nich wull, immer upp't nee upp'n Poahl uppetten.

En schön' Doags kümmt nu de Schadar Schufft uth Soltwädel un
seggt to Wäd'n Hinnack: „Du müst dien' Offen affschaff'n. De Off darf
nich länger quäält waah'n!“ Hinnack seggt: „Du hast me joanist to
befahl'n. Id moak wat id will, wenn de Träthmöll nich mehr geiht, hebb
id nist to frät'n met mien Fru un Kinner“. De Schadar Schufft sah:
„Doef man, id wa de anzeign beem Landroath“. Wäd'n Hinnack: „Hoalt'
Muhl! Süß kriift noch eens int oll Fretz, lat de roth Supp uth Muhl
un Rääh loop'n deiht. Un dien Zech in'n Kroog müst Du von jekt aff
all en betoahln. Id betoahl nist mehr“. — De Schadar Schufft was
wütend, springt upp'n Wäd'n Hinnack to un wull am affdämpfen (ersticken).
Hinnack was'n stromm'n Kärl un nich fuhl, sett' sich to Wähe un nu foam
eine fürchterliche Rattenbalgere, so dat keen Hund mehr n' Stück Brood
von beeden wüthend'n Kärls nähm' dä. Wäd'n Hinnack hei'n Schadarn
so tojätt', dat he wie sonn' begoat'n Pudel dat Feld rühmt het un aff-
schrommt is. Zum Glück sint keen Tügen doabee west un let Keener
sehn. Schadarn Schufft het dat am meisten ärgert, dat Wäd'n Hinnack
nist mehr toot Schadarn Zech het gäwen wulln. Dat was doamals so Mood.
De Schadarn Zech is all lang'n affschafft. De Schadarn sint broav Kärls
un nähm nist mehr an. Se dohn b'oot de verdammte Pflicht un Schülligkeit.

Acht Doag späret beoam Wäd'n een Schriewen vom gnädigsten Herrn
Landroath School'nborg uth Soltwädel, he müst in'n teihn Doag'n dan

Offen affschaff'n, süß würrer affhoalt un sief Doahler müsst he ant Kreis-
kass glied betoahln, weil he dan Schadarn angräp'n het. Hinnack'n sin
Fru seggt: „Moak de man glied upp noa Soltwädel un betoahl de sief
Doaler, süß spunn's de noch inn, denn Du heft doch den oll'n verdammten
Schufft toerst angräp'n. Un denn goah noan Landroath un segg am,
denn Offen münn wie behoaln, süß mühten wie verhungern“. Anner
Doags löppt Wäd'n noa Soltwädel un betoahlt de sief Doahler. Anner-
weg'ns upp'n Loodiegl begäg'nt am de Schadarn mei'n Helm upp'n Kopp
un Flint upp'n Buckel, he wull sien Dörper affpatrolleeren. Hinnack ha
groot Lust, Schufft'n to Keed to stellen, äwer de ha'n Flint un kunn
scheeten, also kunn sich Hinnack nich to Wähe seiten. Se hemm sich Bei'
bloot schoef ankäken un nich grüht. As Schufft förbee was, het Hinnack
wiet de Tung'n uth sien olln Rachen ruthstäden. Dütt het de Schadarn
nich sehn, süß ha he wull schoaten. Dann het Hinnack de sief Doahler
upp't Kreiskass betoahlt. De Landroath was ganz gnädig un het seggt,
as am Hinnack allns fördroagn het: „Schaffen Sie den Ochsen ab, lieber
Wäde, es soll doch einmal nicht sein. Ich kann Ihnen nur raten, sehen
Sie die Mühle mit 2 Pferden in Betrieb. Die Pferde können sich dann
gegenseitig ablösen. Sie haben ja auch das Geld zum Umbau“. —
Joawoahl, Herr Landroath! Id wah den Offen äwer morg'n upp'n Beeh-
margt valöop'n! — „Gut!“ sagte der Landrat, „ich weiß, daß ein Altmärker
Bauer stets sein Wort hält. Es bedarf keines weiteren Beweises. Den Gen-
darmen brauche ich denn nicht mehr zu schicken, um den Ochsen abzuholen“. —

Bull Früd ging Wäd'n Hinnack werrer weg von' Landroath. Sien
Fru un Kinner wassen oof froh, dat de Sach so to Emm goahn het. De
Möll is too twee Pähr inricht't. Tein Joahr späret het Wäd'n Hinnack
fovdel verdeent met sien Pährtreckmöll, det he sich'n Dampmöll het boot.
Mei den oll Schadarn Schufft het hi sich oof werrer verdroogn.

Osterburg

erscheint zuerst im 12. Jahrhundert als der Sitz eines deutschen Grafengeschlechtes. „Werner“ ist der Erste Graf von Osterburg gewesen. Der Sitz dieses Grafen, des Stifters des Klosters Grevese, hat sich westlich von der heutigen Stadt Osterburg befunden. Später erstand die Grafenburg, dann allmählich der Flecken und die Stadt Osterburg. Später wurde die Stadt mehr nach Osten verlegt, dahin, wo sie sich jetzt von der abgeleiteten Biese in anmutigem und fruchtbarem Wiesenlande erhebt.

Die alte Stadt Osterburg zeigt nur noch von ihren alten Granitmauern geringe Ueberreste; von ihren drei Toren ist nichts mehr erhalten. Die Stadt ist heute ein freundlicher Ort, ziemlich regelmäßig und gut gebaut, die Häuser zumeist aus Fachwerk errichtet. Große Brände in den Jahren 1521, 1561, 1631 und 1761 haben mit den Resten der alten Zeit innerhalb der Mauern, die alte Pfarrkirche zu St. Nicolai allein ausgenommen, völlig aufgeräumt. Im dreißigjährigen Krieg hatte die Stadt besonders schwer zu leiden. Im Jahre 1636 plünderten die Regimenter Banner, Dewitz, Kurland und Finnland Osterburg so erbarmungslos, daß sechzehn Wochen lang kein Bürger in der Stadt bleiben konnte. Schon im Jahre 1642 erfolgte unter Wrangel eine zweite Plünderung. Wieder mußten die Bürger entweichen; von „Nichtmeß bis Ostern“ ließ sich Niemand in der Stadt mehr sehen. Die zähe Kraft des Altmärkischen Volkes hat auch das ertragen, und fröhlich ist Osterburg immer wieder aufgeblüht, dank seiner fruchtbaren Umgebung! Das zierliche freundliche Städtchen, in welchem sich bis zum Unglücksjahre 1806 eine Schwadron schmucker Panzerreiter, so gut es anging, die Zeit vertrieben hat, erfreut sich heute eines gediegenen Wohlstandes, und reichlich spenden die „Seggewiesen“ zwischen Biese und Uchte ihren duftigen Segen.

Die in der Nähe liegende fruchtbare „Wische“ erhöht die Einnahmen der Bevölkerung.

In der neuesten Zeit hat sich Osterburg zu einer wahren Schulstadt entwickelt. Es bestehen in der etwa 5500 zählenden Stadt neben einer zehnklassigen Bürgerschule und zwei Volksschulen des seit 1859 von Gardelegen hierher verlegte Schullehrerseminar, eine Privatpräparandenanstalt, ein ständisches Taubstummeninstitut, eine höhere Mädchenschule und ein Privatprogymnasium.

Auch an Industrie fehlt es nicht. Konservenfabrik usw. schafft Arbeitsverdienst. Die klugen und fleißigen Osterburger von heute, sie stechen nicht mehr „den Bullen vor'n Bären!“

Der Großkossäte Fritz Pohlmann.

Fritz hatte den Großkossätenhof in Estädt bei Gardelegen von seinem Vater, der 60 Jahre alt, ins Altenteil gegangen war, übernommen. Seine Mutter war schon vorher gestorben. Das Anwesen befand sich in gutem Zustande. 50 Morgen Acker, davon 20 Morgen Wiesen und Weiden, 10 Morgen Garten und Hopfenland und Holzplan, lieferten reiche Erträge. Alles stand in hoher Kultur. Die Gebäude waren neu. Vier Pferde, 20 Rühе, 15 Schweine, Hühner, Enten, Gänse bildeten den Viehstand. Zwei Knechte, zwei Mägde und zwei Tagelöhner war das Arbeitspersonal. Fritz hatte vor kurzem geheiratet und Elisabeth Stoevesandt aus Pedwitz, als einzige Tochter des Großkossäten, die ihm bar 10000 Taler mit in die Ehe brachte, außer den schweren Koffern voll selbstgemachten Weinen und den vollwichtigen Betten, als fleißige Frau heimgeführt.

Aber der Großkossät Fritz Pohlmann hatte den großen Fehler: „Er hatte nicht Lust zur Arbeit.“ Das verträgt sich nicht mit

einem altmärkischen Bauern. Er muß von früh bis spät der Erste und der Letzte auf dem Posten sein, sonst geht die Wirtschaft rückwärts. Fritz saß den ganzen Tag im Krüge, trank ein Glas Braunbier und einen kleinen Schluck (Schnaps) nach dem andern, gute Freunde fanden sich ein, es wurde Karte gespielt und gekegelt. Ueberall, wo etwas Loß war, war auch Fritz. Er fehlte auf keinem Schützenfeste in Calbe, Bismark, Gardelegen, Salzwedel usw. Die blühende Wirtschaft ging immer weiter zurück.

Sein Vater, der immer noch nach dem Rechten gesehen hatte, starb plötzlich, seine Frau, die oft kränkelte, war der Arbeit auch nicht mehr gewachsen. Es kamen Missernten, eine Hypothek nach der andern mußte auf das zuerst schuldenfreie Anwesen aufgenommen werden, und um die Zinsen zahlen zu können, wurde ein Stück Acker nach dem andern verkauft, so daß nur noch eine Kleinkossätenstelle, die nur mit zwei Pferde bewirtschaftet wird, übrig blieb. Damit noch nicht genug. Fritz setzte seine Lebensweise fort. Aus dem Kleinkossätenhof wurde eine Grundstückerstelle. Aus Kummer und Gram starb nun auch die Frau mit Hinterlassung von zwei Söhnen Fritz und Wilhelm. Später wurde auch die Grundstückerstelle verkauft.

Der ehemalige Großkossäte Fritz Pohlmann wurde, um sein Leben zu fristen, Tagelöhner auf dem Gute Weteritz bei Gardelegen. Die beiden Söhne, die inzwischen herangewachsen waren, wurden Kleinknechte. Fritz in Köcke bei Tangermünde und Wilhelm in Resenitz im Hansjochwinkel. Aber eine gute Eigenschaft hatte der Tagelöhner Pohlmann doch: „Er war grundehrlich“. Wenn früher Gläubiger zu ihm kamen und Geld haben wollten, so pflegte er zu sagen: „Gooth jie man henn noa Esch-Stäge, doa lieth (liegt) mien Hoab (Hab:) und Gooth (Gut) in'n Klump!“ Traf er Familien beim Essen an, so begrüßte er sie: „Schöndank proost!“ Die Leute sagten daher bei seinem

Erscheinen: „Jetzt kümmt Schöndankproost!“ Und wenn Leute kamen, die ihm nicht ehrlich erschienen, dann sagte er: „Bon'n Schoap (Schaf) lött'n sich noch nich bieten (beißen) un upp Bedreegereen geith'n noch nich uth“. — Er ist keinem Menschen etwas schuldig geblieben und hat alles bezahlt. Aber es sollte noch anders kommen. Sein Vetter in Flechtingen starb. Fritz Pohlmann erbt von ihm 2000 Taler. Dafür kaufte er sich eine Grundstückerstelle in Tangeln bei Beegendorf. Er wurde ein fleißiger Mensch, gestählt durch die harte Arbeit als Gutstagelöhner. Weiter als bis zum Grundstücker hat er es aber nicht wieder gebracht. Er begnügte sich auch damit. Er ist auch unverheiratet geblieben, und hat fleißig allein gewirtschaftet. Seine Jungen haben ihm noch Freude bereitet. Fritz diente bei den Halberstädter Kürassieren und hat 1870 den Todesritt bei Mars la tour mitgemacht. Mit dem Eisernen Kreuze geschmückt und als Gefreiter lehrte er heim. Er hat sich in eine Großkossätenstelle in Ruhsey „hingeheiratet“. Er war der Stolz des Vaters, der auch bei den „Halberstädtern“ gestanden hatte. Wilhelm war Soldat bei den 66ern. Von ihm sagt der Vater: „He steiht beet Sandhaosen, Sandlööper in Magdeburg“. — So wurden scherzweise die Infanteristen in der Altmark genannt.

Nach dem Tode des Vaters erbte dann Wilhelm die schuldenfreie Grundstückerstelle. Als Fritz Pohlmann, der frühere Großkossäte, starb, der es nie so recht hat verschmerzen können, daß er durch seine eigene Schulden blühenden Großkossätenhof losgeworden war, ist sein letztes Wort gewesen: „Gooth jie man henn noa Esch-Stäge, doa lieth (liegt) mien Hoow (Hab) un Gooth in'n Klump un von' Schoap läot'n sich noch nich biet'n un upp Bedreegereen geith'n noch nich uth!“ —

Salzwedel.

Mitten im Wiesengrunde der Zeege liegt die alte Stadt Salzwedel. Schon im Jahre 1112 wird die Stadt Soltwedel in der Geschichte erwähnt. Während des ganzen Mittelalters hat Salzwedel eine hervorragende Stellung unter den Städten der Altmark behauptet. Aus der uralten Burg, der Alt- und der Neustadt erwachsen und durch zwei Vorstädte — den Perwer und den Bodhorn erweitert — jetzt eingemeindet — besaß die umfangreiche und wohlbefestigte Stadt am Schlusse des Mittelalters drei Pfarrkirchen, drei Klosterkirchen und vier Kapellen, zwei Rathäuser — eins ist in neuerer Zeit abgebrannt, — die Burg und die mit Tortürmen besetzte Ringmauer. Anfänglich war die Neustadt Salzwedel keineswegs in unmittelbarer räumlicher Verbindung mit der Altstadt. Zwischen beiden blieb längere Zeit ein beträchtlicher Raum unbebaut. Altstadt und Neustadt Salzwedel bildeten zwei völlig getrennte Städte, jede mit eigener Gerichtsbarkeit, eigener Geistlichkeit und eigener Schule. Aus der Altstadt führten zwei Tore nach dem unbebauten Zwischenraume. Von dem einen derselben ist heute noch ein Bogen vorhanden, das Siel, Sieltor ist gleichbedeutend mit Zingeltor — die Inselbrücke am Lohteich hieß früher Zingelbrücke.

Im Mittelalter stand Salzwedel als Handelsstadt lange Zeit allen märkischen Städten an Bedeutung weit voran. Ueber Salzwedel führte die alte, wichtige Landstraße von Magdeburg nach den Seestädten, mit denen Salzwedel auch durch die schiffbare Zeege, eine regelmäßige Wasserverbindung hatte. Ueber Salzwedel führte die große Salzstraße von Lüneburg nach Stendal und nach Brandenburg mit dem Elbübergang bei Tangermünde. In den altmärkischen Städten und vor allem in Salzwedel blühte die Tuchweberei, deren Erzeugnisse in großen Massen nach fremden Ländern ausgeführt wurden.

Von Sehenswürdigkeiten seien noch erwähnt: Die Burg Salzwedel, Am Lohteich, das Steintor, der Neustädtische Rathhausturm, das altstädtische Rathhaus, die Marienkirche, das Innere derselben: Lesepult in der Marienkirche, der Markgrafenstuhl, der Probststuhl, die Propstei, die Katharinenkirche.

Salzwedel hat verhältnismäßig erst spät Eisenbahnverbindung erhalten. Jetzt gehen Eisenbahnen und Kleinbahnen nach allen Richtungen. Fabriken sind vorhanden, Handel und Industrie blüht, wenn man dies der Jetztzeit entsprechend, so nennen darf. Salzwedel hat ein berühmtes, altes humanistisches Gymnasium und Lyzealschulen. Bis in die neueste Zeit stand das 16. Manen-Regiment Hennigs von Treffenfeld in Salzwedel in Garnison, auch das ist wohl aufgelöst. Noch muß ich auf die herrlichen Gärten, welche die Stadt umgeben, und auf die schönen Lindenalleen hindeuten. Man hat Salzwedel nicht umsonst die alte, schöne Lindenstadt genannt.

„Jck gääw nist mehr too Schadarr'n-Zech.“

In oll'n Tiet'n doa woar'n de Schadarr'n upp'n Dörp'n „free“ hoal'n. Dee Schadarr ging in'n Kroog un hat doa frät'n un soap'n un de Buer'n hemm' all'n's betoahlt, sogoar det Schloappgeld in'n Kroog. Ha dee Schadarr sogoar 'n Pärđ, dann ward dat Pärđ ool met dörsfurrert. Poar Bund Heu un groon Twäärbüd'l vull Hoaser noahm hee upp't Pärđ noa Huhs met. Dab'dns ging'n die Buern in'n Kroog un was dat immer een groot Ehr', met'n Schadarrn an'n Disch too sitt'n un met too to seh'n, wie de Schadarr frät'n un suup'n däh. Dat hee doabee fett un did was, is woll inlücht'nt.

So loam denn de Schadarr ool noa Tangeln bee Väagen-dörp in'n Hanschoonwinkel uth Soltwädel. Dee Buern woar'n oab'dns all in'n Kroog, un oll Grootkoster Schnüffel-Schult was ool doa. Düsse

Schult trücht immer dee Nääh's, wenn hee snack'n däh, as een Hunt un sin am von dee annern Schulden too unnerschie'du, is hee Schnüffel-Schult roop'n word'n. In'n Tangeln sint noch mehr Schulden west. Na lort't un goot, dee Schadarr sat all dree Dog in'n Kroog un hat sich oll' Jack ord'lich vull frät'n un soap'n. As nu dee Zech betoahlt sull wahn', springt met eenmoal Schnüffel-Schult upp' un sleit met beed'n Fäust mitt'n upp'n Disch un brüllt: „Ick gääw nist mehr toot Schadarrn-Zech!“ — Dee Schadarr löppt uth dee Kroogstuhw ruth, weil he wull wät'n däh, dat hee nist too verlang'n ha. Dee annern Buern moakt nu oll' Schnüffel-Schulden dee Höll' heet un jegg'tu: „Betoahl man, Du treckst doch dan löryten, dee Schadarr wat dee immer anzeig'n been Landroath un Du müßt dann Ordnungstroaf, äower Ordnungstroaf, toahln, un, wöcker weet, ob Du nich noch in'n Soltwädel in Loek (Gefängnis) kümmt un brum'm müßt!“ Dee Groot Koster Stoffel Schnüffel-Schult bleew doabee, haut nochmoal mett aller Kraft upp'n Disch, dat dee ganzen Beertröög un Brannwiengläser in dee Luft spring'n däh un brüllt, dat man all'n's dree Hühser wiet hört hat: „Ick gääw nist mehr toot Schadarrn-Zech!“ —

Dee annern hemm betoahlt un dann sün'ts all noa Huh's goahn. Wo dee Schadarr den Dab'da bläwen is, het Keener hört. Hee fall sich wegslää'n hemm. Hee het wull wußt, dat hee upp' Regiment'sunkosten nist too verlang'n ha. —

Ein paar Wochen später ging dee Schadarr upp' sien Patrullgen oof dörch Tangeln. Upp' de Dörpstroat begeeg't am Schnüffel-Schult me'n lort'n Sengestoak'n (lort' Piep) in't Muhl, un qualm't as'n Koster badt. Dee Piep was mächtig in'n Brand, äwer dee Piepenkopp ha lee'n Deckel. Dee Schadarr hat nu annern Dag oll' Stoffel Schnüffel-Schulden been Landroath Scholenborg in Soltwädel anzeigt, dat upp' sien

Piepenkopp keen Deckel west is. Schult hat ee'n Doahler betoahln münn an dee Kreiscaff in Soltwädel.

Ein annermoal ging Schult upp' sien Hoff aabb'ns noat Schühn met Latern', dee hat bannig qualmt un ha man bloot dree Glaschieb'n. Dee Schadarr kümmt groad upp' too un zeigt oll' Schnüffel-Schulden werrer an. Düt moal hat he twee Doahler betoah'ln münn' un wenn nochmoal so wat förkom'm däh, würr hee inspunnt in't Loek in Soltwädel bee Woater un Broot, ha dee gnädigste Landroath schräwen.

As de Schadarr werrer noa Tangeln loam' däh, ging oll' Groot Koster Stoffel Schnüffel-Schult oabb'ns met dee annern Buern werrer in'n Kroog un dee Schadarr was oof met an' Disch. See hemm' sich beid ganz scheef ankäfen, äwer Keener het een Wort jegg't, bloot het oll' Schult bannig schnüffelt un fürchterlich met sien oll' lang'n Nääh's treckt. Als ant' Betoahln ging, hat Schult werrer as dee annern sien Dechl met betoahlt; sien Wiew ha am noch bee't Weggoahn noaroop'n: „Betoahl man Stoffel Schnüffel-Schult dee Schadarrn-Zech, süß spunn's dee noch in'n in Soltwädel!“ — Met dan Schadarrn hat Schult keen Wort werrer sproaken, äwer sien Zech het he immer met betoahlt.

Jetzt is dat all'n's anners, oof in'n Hanschoomwinkel un oof in Tangeln. Hüt toa Doag betoahlt dee Buer bloot dat, wat hee unbedingt mütt un hüt toa Doag nähm' dee Schadarrn, dee jetzt Landjäger hee'n, oof nist mehr an. Is doch häter, jetzt in dee Welt, un oof in Tangeln.

Schenkenhorst.

Schenkenhorst ist ein kleines Dorf südlich von der Stadt Calbe an der Milde und zählt nur 265 Seelen. Wenn die Schenkenhorster

zu Wagen Calbe erreichen wollten, dann müssen sie den Fahrweg über Klein Engersen benutzen; selbst nach Gardelegen haben sie keine direkte Fahrverbindung, es führt der Weg über Lüssingen und Estedt dahin. Von Calbe aus wandert man auf dem lieblichen Fußwege an der Milde auf dem Wall entlang nach dem freundlichen Dorfe. Links sieht man, so weit das Auge reicht, die herrlichsten Wiesen und Weiden, die „Zichtauer Hauigten“. Hier weiden die Kuhherden bis an den Bauch im fetten Grase.

Die „Hauigten“ gehören zum v. Goflerschen Rittergute Zichtau 1 und 2. Rechts mündet zwischen Calbe und Schenkenhorst ein kleiner reißender Gebirgsbach, von den Zichtauer Bergen kommend. Er entspringt, am Fuße des Stakenberges aus den sogen. elf Quellen. Die ganze Gegend links hat mit dem Spreewalde in der Nähe Berlins Ähnlichkeit. Selbst die viereckigen Spreekähne mit Gras und Heu beladen sieht man auf der Milde. Wirft man seinen Blick rechts, so glaubt man sich in eine Harzlandschaft versetzt. Die grünen, oft dunkelblauen Zichtauer Berge tauchen im Nebel auf und das klare Wasser des Baches erinnert an die sprudelnden Quellen des Harzes.

Alle drei Jahre wird die Milde abgelassen, d. h. das Wasser wird auf die Wiesen geleitet, um den Fluß von Morast und Schlamm zu reinigen. An der Schenkenhorster Wassermühle wird das Wasser gestaut und weiter nach Calbe zu wird der Mildewall durchstoßen, und das Wasser fließt brausend auf die Wiesen. Drei Tage dauert die Sperrung bis nach Beeje, 2 Meilen weit. Alt und Jung ist mit dem Fangen von Fischen und Krebsen beschäftigt, was einen lohnenden Ertrag gibt. Aber auch harte Arbeit erfordert die dreitägige Säuberung des verschlammten feichten Flußbettes in der heißen Juni-Sonne zu Johannis. Moder und Schlamm wurden auf die Mildewälle geworfen. „Dat Mill af-

Laaten“ war früher ein Fest, namentlich für die Jugend. Jetzt wird wohl die Milde nicht mehr abgelassen werden, seitdem ihr Flußbett tiefergelegt ist.

Doch nun zurück zu Schenkenhorst. Es wird schon in alten Urkunden aus dem 12 Jahrhundert als „coloniam donatam in horsti“ erwähnt. Albrecht der Bär belohnte den Herrn von Schenk mit der fruchtbaren Kolonie im Horste. Jetzt kommen die Herren von Schenk noch auf Burg Flechtingen im Kreise Gardelegen bei Weserlingen vor. Sie sollen später dorthin übergesiedelt sein. Fruchtbare Land hat das Dorf aufzuweisen; der schwarze Moorboden ist zum Hopfenbau vorzüglich geeignet. Daher auch der Reichtum der Bauern. Als der Zentner Hopfen in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts 100 Taler und darüber kostete, haben die Hopfenbauern ihren Wohlstand begründet. Sie konnten ihren Töchtern 30000 und mehr Taler mit in die Ehe geben. Jetzt sind wohl die Zeiten auch vorüber! — Der Schenkendorfer Hopfen ist sehr begehrt, denn er ist der beste und teuerste in der Altmark.

Eine freundliche Kirche hat auch der Ort, einen Kantor und Lehrer. Auch ein schloßartiges Gebäude, von Wein umrankt, ist wohl noch vorhanden. Es war das Wohnhaus der Rittergutsbesitzer, der Herrn von Schenkenhorst. Während der altmärkischen Franzosenzeit konnte sich das Rittergut nicht mehr halten und ging später in den Besitz des Herrn Praeger über. Dann kaufte es der Schulze Lübecke.

Schwere Zeiten mußte Schenkenhorst während des dreißigjährigen Krieges durchmachen. Alles wurde verwüstet. Die Gebäude wurden eingäschert und dem Erdboden gleichgemacht. Alte Urkunden geben davon Kunde. Schlimm ist es auch unter der Napoleonischen Knechtschaft hergegangen. 1813 wurde die fremde Einquartierung verjagt und sieben

Soldaten auf die „Bichtauer Haugten“ getrieben. Hier sind sie in dem damaligen Wiesenboden „Dodnläber“ genannt, versunken und nicht wieder an das Tageslicht gekommen. Wer auf solche Stelle gerät, ist elendiglich verloren. Er verliert den Boden unter den Füßen und muß ersticken. Noch heute sieht man in der Nacht blaue Flämmchen, wo die Franzosen versunken sind. Es sind dies aber nur Irrlichter, wie auf jeder sumpfigen Wiese.

Möller Schmätt.

In een klein Dorp hee Kalf in de Utmart is ens een Möller weest, dee het Schmätt (Schmidt) heeten. He ha'n sicker Brotsä (Stelle). He ha'n Windmöll, paar Morg'n Acker, twee Köh, Huhs, Schühn un Ställ', Fru un Kinner. De Möllers in de Utmart stoahn sich all' goot.

Doa loam dat Unglück äewer Schmätt'n. Ennes schön' Doags hät een Twär (Wirbelwind), dee Windmöll umschmäten, dat keen Stück ganz bläb'n is. Dat Moahl'n was nu to Enn. Äewer dee Landroat, dee Paster, dee Schult un dee Köster hemm' jör Schmätt'n sammelt, weil hea'n broav'n Kärl was. Un is so vödal Geld tohoop loam'n, dat hee sich kumt sien Windmöll werrer uppboon'. So ging denn all'ns werrer goot.

Äwer dat Unglück het Schmätt'n werrer droopen. Sien Möll is nämlich affbrannt. Wi dat Frier uthloam'n is, het Keener to weeten trägn. Wöck Lüh säg'n: „De Möllergefell ha int Möllfabuus rooft un dat Bett het Frier sang'n“, anner Lüh säg'n: „De oll'n Muhsfall'n-Kärls un Zigeuners, de sich öfter an de Möll rundrüb'n hemm, hemm dat Frier anlegt, wat woll woahr sint mag.“ Schmätt was nu ganz rogeneert. Veraschekoreert was de Windmöll nich, denn de Aschekorent (Asseluranz-Versicherungsgesellschaft) näh'm Windmölln nich upp. Jetzt wahth woll anners sint.

Schmätt het denn All'ns vakoost un is met Mann un Muhs noa Moadeborg treckt, wo he in een Dampmöll as Gesell Arbeit fun'n hät. Von doa uth het hee all sin Schuld'n betoahlt, denn he was'n ehrlichen Kärl, äwer to Huhs het hee sich nich werrer seh'n loat'n. Upp sien oll Doag ist emm noch goot goahn, ool sien Fru un Kinner, denn „Ehrlich währt am längsten!“ He hät ool nich murr't äwer sien Unglück, dat he as Möllergefell het arbeed'n münn', he heit immer n' Kopp boabd'n behoal'n, we de Utmärker all, wenn't ool öfter scheef goahn deht, we dee leew Gott dat so moakt, so ist recht. Wat Gott deht, dat is wohl doahn!

Seehausen,

ganz vom Land eingeschlossen, ist wahrscheinlich eine Gründung der Holländer vom Jahre 1151. Die Stadt lag niemals an einem See. Sie bekam ihren Namen vermutlich vom Dorfe Seehausen im Stedinger Lande unweit Bremen auf dem linken Weserufer. Hier hatten die 1142 vom Erzbischof Adalbert unter Mitwirkung des Markgrafen Albrecht herbeigerufenen Holländer auf dem ihnen zur Kolonisation übergebenen Gebiete zwischen den Flüssen Dchtum und Hunte ihre erste Kirche erbaut. In dem neuen Seehausen in der Utmart erbauten sie auf dem höchsten Punkte der Altstadt aus Backsteinen eine neue Kirche, die längst abgebrochen ist. Nun kamen sächsische Ansiedler nach Seehausen und erbauten um 1170—1180 aus Granitquadern die stattliche Kirche St. Petri und Pauli, und um sie herum ihre Wohnhäuser. Nun folgte die rasche und glänzende Entwicklung der Stadt Seehausen, etwa im fünfzehnten Jahrhundert. Seit 1255 besaß Seehausen ein Dominikanerkloster mit einer schönen gotischen dreischiffigen Kirche. Diese wurde im dreißigjährigen Kriege durch schwedische Reiter zerstört. Die letzten Reste der alten Ruinen sind längst abgetragen.

Seehausen gelangte im Mittelalter wohl hauptsächlich durch den Kornhandel schnell zu großer Bedeutung. Es war durch hohe Wälle und Mauern befestigt. Nur das Vestertor, ein einfacher tüchtiger Bau aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, seit 1720 mit einem kleinen Turm geziert, ist der letzte Rest der mittelalterlichen Befestigungsanlage. Von den alten Warten zum Schutz der städtischen Feldmark ist die „Blumenwarte“ mit Försterwohnung ein beliebter Endpunkt für Sonntagsausflüge geworden. Der Fangelkurm, ein Auslug ins Land, ist eine Ruine, die in ihren unteren Räumen als Lager dient!

Von der Umgegend Seehausens sei noch erwähnt: der Burgkrug, früher genannt: „die Burg am Aland“ oder der Ratwaldenshof, inmitten der Feldmark von Geest-Gottberg, und der Kammerhof (Kämmereihof) oder Kampß an der Elbe.

Im dreißigjährigen Kriege hat Seehausen schwer zu leiden gehabt. Es war mehrfachen Plünderungen durch Schweden und Kaiserliche ausgesetzt. Langsam ist die Stadt wieder recht wohlhabend geworden. Sie zählt jetzt wohl rund 7000 Einwohner. „De Seehuser dat sint Ebenthür!“ heißt es in dem alten Städtelpruch. Wodurch sie sich vor Zeiten den Ruf der Abenteuerlust zugezogen haben, weiß heute Niemand. Jedenfalls haben sie in neuerer und in der neuesten Zeit den Ruf gemeinnütziger Tätigkeit und Opferwilligkeit vor den Bewohnern mancher anderen Stadt voraus, davon gibt Zeugnis die Gründung des Gymnasiums der Stadt Seehausen 1863. Leider hat es sich wegen Mangels an Schülern nicht halten können; es ist zu einer Realschule umgewandelt. Der Kaufmann J. C. Schulze gab zum Bau des Schulgebäudes ein Geschenk von 30000 Mark. Und als derselbe am 3. Juni 1871 starb, hatte er seinen Kindern im Testamente die Verpflichtung auferlegt, der Stadt nochmals zu einem gemeinnützigen Zweck 30000 M. zu zahlen. Es wurde daraus

eine Schulze'sche Stipendienstiftung zum Besten unbemittelter Schüler. Die Stadt hat auch einen „Schillerhain“ — Parkanlage — und ein neues schönes Rathhaus. Der „gesellschaftliche Ton“ ist in Seehausen weit ungezwungener, wie in andern kleinen Provinzialstädten. Auch in geselliger Beziehung hat heute noch die Stadt Seehausen seinen alten Ruf bewahrt. Möge es trotz der schweren Zeit immer so bleiben.

Oll Spuck-Stappenbeck.

In Disdörp in Hanschoomwinkel is moal ens een Mann west, dee was'n Koopmann, dee ha as alle Kooplüh in Hanschoomwinkel alles to vakböpen: Härig, Wichs, ornärn Syrop, Zucker, Kaffebohnen, Solt, Bodder, Keesen, Zichorgen, Zigarren, Looback, Tee, Bonbons un allerhand too äten. Awer oof Dool too Rock un Hosen was to hemm, Papeer, Böcker, Kroagn, Borrhemm, Roadeln, Twärn, Noageln, Bleestift un allns, wat süß noch too bruhken is. Dee Kooplüh, dee stoahn sich all goot in dee ganze Ollmark, so oof Stappenbeck in Disdörp. Hee ha sich man bloot dat oll Spucken anwendt. Dee alle twee Wöhr spuckt hee uth. „Kumm moal här, id will dee moal wat sägn, tuf, tuf, tuf! Wat wist denn hemm', Pfarrer, (Gevatter) tuf, tuf, tuf.“ „Fdarn Sechser Bodder, fdarn Silbersechser olt Broot und fdarn Dreer Keesen.“ „Moak ball dat du hier ruthlümmt, tuf, tuf, tuf! Süß smiet id dee noch ruth, tuf, tuf, tuf!“ Dat was Stappenbeck'n too weinig, fdarn Sechser Bodder, fdarn Sechser Broot un fdarn Dreer Keesen un doabee spuckt er. „Awer kann id wat doasder, wenn id nich mehr bruken dooh!“ — Weil nu Stappenbeck immer beet jed' tweet Wort uthspucken däh, is he allgemein „Spuck-Stappenbeck“ schimpt worrn. Dat ha hee äower nich gärn hört, sich

äwer dat oll Spucken sich werrer astoomöhn, doa toa hat hee nich bracht. Ging' hee uppt Stroat, doa wassen all Jungs hinner am her un reepen: „Spuck-Stappenbeck, tüf, tüf, tüf — spuck doch moal werrer uth.“ He nich fuhl, sing denn an too schimpfen: „Wenn sie nich aolt wahn wulln, denn loath ju man jung upphagn“. All Lüß leepen ant Fenster un föert Dächr um Muhlloopen fiel to hoaln un sehn, wat denn doa los is. — „Spuck-Stappenbeck hat all werrer met dee Stroatenjungs wat föer.“ „Wenn wieder nist is, dat is foert oll Kalt.“ Ens is de Paster uth Dalln-Solten in Stappenbecks Loaden foam un hat Innköyp moakt upp söß Bohen. Stappenbeck het äwer dan riesigen Innköyp doch spuckt, nist was am genoeg. Dee Paster het seggt: „Aber Stappenbeck, gewöhnen Sie sich doch endlich das Spucken ab, Sie machen sich ja bei allen Leuten lächerlich und verhasst. Sie verderben sich noch ihre ganze Rundschaft. Was sagt denn ihre Frau dazu?“ Stappenbeck: „Joa! Dee moakt mee dee Bodder immer to foaltig, dee Bodder mütt id immer werrer uthspucken.“ — „Na, Stappenbeck, spucken Sie man das liebe Brot nicht mit fort.“ Der Pastor sah wohl ein, daß mit dem Mann doch nichts anzufangen war. — Er hat von seiner übeln Angewohnheit bis an sein Lebensende nicht abgelassen.

As oll Spuck-Stappenbeck begroab'n is, hemm all Jungs hinnern Sark herroopen: „Jecht wat oll Spuck-Stappenbeck begroabu“. Upp sin Liekensien wull de Moaler oof schriewen: „Spuck-Stappenbeck“, äwer de Paster in Disdörp hat'n nich laedn.

Stappenbeck is wull raffig un gizig west, äwer bedroagn hat hee Kee'n. He hat immer seggt: „Förn Spigboobdn (tüf, tüf, tüf) kann' sien Döehr too sleeten (tüf, tüf, tüf), äwer förn Beedreeger nich.“ — Dat is dee Geschicht von oll Spuck-Stappenbeck in Disdörp.

Erst' ollmärksch' Stammdischreed'.

Dee Swiensnieder. In Kroog in Grood Rossau sint wie nu werrer an unsen ollen Stammdisch to samm foam. Broder Pängel un Broder Prüß haa noa wie voar dat groot Wort. Dee Kirch was eben uth un Kröger Möller ha groad dat Beer inschänkt un han sich nu all too drunken. Doa sing Broder Prüß an: „Id will Juh hütth moal wat vertelln, een Geschicht, see is oalt, aewer oof nee. See wäten all, dat mien öllst Dochter Lieschen an Stoffel Bernd in Groot Engersen, de Groot Buer, dee oof dan Kroog hat, verheiroat is. Id was förr tein Joahrn doa, um to sehn, wat see doa noch all moaken. Id stund met mien Swiegersoahn vört Huusddar. Doa kümmt oll Ballhuuhs uth Galä un seggt: „Goon Morgn Stoffel Bernd!“ un mee grööft hee nich, weil hee mee woll nich kennen dae, oder nich kennen wull. Id dacht, wöder mee nich gröäßen deiht, dan bruckst du oof nich too danken. Bernd seggt: „Na, Ballhuuhs, lögt Du Dee oof moal werrer sehn in Groot Engersen?“ „Joawoll, Stoffel Bernd, id foam hütth, um dien leyten Satz Ferkel too juedn. Dien oll Sau hatt joawoll twölf worpen?“ — Bernd: „Na ganz nich, sint bloß teihn, twee sint doot to Welt foam!“ — Ballhuuhs: „Holl man dien Muhl, oller Gauner, kannst wolln Hals nich vull krieg'n!“ Id, Swiegervoarer Prüß ha groot Lust, dan Swiensnieder rechts un links poar Muhlshaealn to gäwen, äwer Bernd wehrt aff un seggt: „Ballhuuhs mütt nu so verbruukt wahn, wie hee eenmoal is.“ — „Na, Bernd“, seggt de Swiensnieder, „morgn foam id denn, um dee Ferkel to kastreern“. — „Woarüm denn nich hütth?“ — „Joa! Dat will id dee seggen, mien oll Pöthlenholler (Pfothenthalter) Krischoahn Groahmloath uth Bieften bee Kalf, lag hütth morgn noch int Bett, hee ha sich nämlich gistern so besoapen, dat hee noch nich nüchtern was. Id dacht, loat den Käl

man singn. Met am is hüt doch nist antofang'n. Gistern hemms in Bieften dat Zell von oll Groot Koster Schult vertährt, dee förn poar Doag affschrammt is. Doabee ha Groahmkoath det Goon to vöehl doahn". Am andern Morgn sünts dann Beid ankoam. See han dat Handwerkstüg, Met un Klemm', metbracht. Bernd meint: Dee Ferkel wärn to aolt. Ballhuhs aewer seggt: „See sünt noch nich acht Wochen oalt, dat geiht immer noch, öller derb'ns äwer nich wahn". — Bernd: „Na, Du müßt joa dat bäter wäten." Nu gingt in Swienstall. Ballhuhs hat kastreert un Groamkoath ha dee Pöthken holln. Un dee Spoahnferkel hemm quiekt, dat dat ganze Dörp tosammt loopen is. Schmett-Schuldn Groahmutter foam oof angeloopn un seggt: „Dee Swiensnieder Ballhuhs, See könn man oof to uns foam, met unsen Kämpen is nich länger tum uthoaln. Mien Ebahn ha am dee Kämpentahn vorgistern met dee groot Füertangn affbroaken, dett ha äwer weinig nützt, denn dee Kämpen is noch willer wordn doch dee furchtboarn Tahnwehdoag, dee hee noch immer ha". Dee Swiensnieder wull erst nich ran ant kastreern, äwer hee het münn'. Hee ha snädn un Groahmkoath hett dee Klemm' uppsett, nu wath woff dee Kämpen von sien Wildheit un Bosheit koreert sünt. As hee met dan Kämpen fertig was, kümmt dee oll Schult Bastioon an un meint: „Ballhuhs, doa Du ens hier bist, lannst Du man glicke mien Hingst kastreern". „Joawoll! Id heß de Klemm metbracht un Groamkoath kann se dann uppsetten". Nu was groad School uth, un dee Jungs moakten een Höll'alärm un brüllten: „Swiensnieder Ballhuhs uth Galä met sien Pöthkenholler Groahmkoath uth Bieften is doa!" Dee Kantor kam met'n Stock un ha de dulle Lämmels uth anner dräwen, aewer nu gingt heen noahn Schulden. Doa gingt dann upp dan Hingst loos. Dat is aewer nich so goot affloopen. Söf Karls hemm dat dulle Pärde hoaln münn, wat hin un vörn uth sloahn hett. Groahmkoath het een fürchter-

lichen Bums an sien dicken Hinnersten frägn, datt hee lang henfallen is, un sich doabee noch'n poarmoal rum trüht het. Un dee Schoollämmels fingn an to lachen, un to toben, dat dat ganze Dörp in Upprohr foam is. Groahmkoath hat sien Achterdoahl noch veerteihn Doag weh doahn. Ballhuhs seggt: „Is am ganz recht, hee kunn sich försehn, äwer hee is to nist to brufen". Hee is bee mee nu so olt worrn. Id kann' nich wegjoag'n un wat fall sien Biew un sien Kinner anfangen? För säb'n Joahrn ha hee wolln Groam' moaken as Kastreerer, hee ha sich äwer beem Kreistierarzt Bongers un bee unsen Landroacht so fürchterlich blameert, hee ha Mins verinähn un is dann oof glänzend dochtrasselt. Tum tweeten Moal is hee nich werret foam." Nu was denn Dabdn worrn. Dee Jungs sind noah Huhs loopen, un dat Dörp was werret ruhig. Blos förr dee Huhs-Döern snakten dee Buern un lachten mörderlich öber dan ungeschickten Groahmkoath. He un Ballhuhs gingen nu inn Kroog to Stoffel Bernd un hemm dee gröhn Zaloath un Eierkooken fräten, dat dat Muhl schümt hett. Ballhuhs hett nu oft vertellt. Dee Zaloath un dee Eierkooken smeckt nich slecht inn Groot-Engersjen! —

Brooder Prüß was nu to Emm met sin vertelln. All hemm sich dan Buud hoaln förr Lachen un hemm Brooder Prüß „Hoch leben" loaten. Nu was Mirrag wordn un was Tiet noah Huhs to joahn Brooder Pengel gaff noch to weeten, dat dee Zwangswirtschaft förr Tüffeln upphoawen is. Nu hemm wee doch all werret wat too fräten un wie Buern wulln nicht mehr häwen as twintig bitt sief un twintig Marl förrn Bentner. Wie foam doamet to recht. Vielleicht wath nu Flesch, Bodder un Getrei oof bald free gäb'n. „Upp Werrefsehn bett annern Sünndag" gings denn nu all noah Huhs, un Mirragbrot toa äten un Muttern dee Geschicht von Swiensnieder Ballhuhs un sien Pöthkenholler Groahmkoath to vertelln.

Tweel' ollmärksch' Stammdischreed'.

Dee Swiensnieder.

Goodn Mornn, Lüß! — Na sünd wi nu werrer all tohoov hier in Groot Rossau un sitten so dāgeesen tosam in Kroog bee Boarer Kleimf? Joarvoll joa! Brooder Prühß! Wi sünd nu hütth unse söß Mann. Wie hemm nu vertelt von Swiensnieder Ballhuß uth Galä un sien Pöthkenholler Kreischoan Groamkoath uth Viegen. De arm' Kärll fall noch met sien Achterdeel to dohn hemm. Weest du denn nich Brooder Prühß, wie et am denn eigentlich geht? O, seggt Prühß: Am geht joa bäter, was een Glück, dat de Hingst nich besloahn was, denn süß wärt met Groamkoathen sien Hinnerdeel uth west, denn dat Pärt was baft un ha keen Ißen upp't Fööth. Id ha mee ens moal verdaarnt met unsen oll'n Schoaper, de het seggt: „Wenn Du moal förr uns Döahr verbeekümst, dann spring' id dee met'n barsten Hinnersten int Gesicht un int Fräh!“ He hett' äwer denn doch blieben loaten. He is nu oof all doot un dee Doon mään wi ruh'n loaten. Dat sleiht all int Bibel. — Nu denkt juh moal bloot an: Ballhuß het me gistern besöcht, un kunn goarnicht oft genug seggen: Dee Zalaat un dee Eierkooken smedt nich slecht in Groot-Engersen un doabee kloppt' he sich upp sien dicken Panzt, dat id dacht heff, dee ganzen Därm kiesen ruth. „Id gratoleer oof to sonn Dochter, de sonn Eierkooken baden deiht. Id bliew doabee: „Dee Zalaath un dee Eierkooken smedt nich slecht in Groot Engersen“. Anner Woch will Ballhuß loam un unse Ferken snieden, förruthgesett', dat sien Pöthkenholler Groamkoath werrer upp'n Been is. Id hew am noch Hoaken-Dreejoaken-Ploaster metgäwen. Id heff alleen dree Saß Ferken to lastreern. (Saß hat 12 Stück). Hoalt Ji nu Allns paroot, wat an Bulln, Päär, Rämpen un Spoahnferken to sniehn is“.

Joa woll, Brooder Prühß, wi waan an Allns denken un besorgen. Zalaath un Eierkooken und Kroos Beer wulln wi sojam upp' Lamp geeten. Oll Kläohn fröggt nu Brooder Prangeln: „Du moakst joah hütth bloot Schüppen un seggst keen Wort. Wat is De denn, dat Du Dien Muhl so scheef trecken deihst?“ Prangel: „Dat geht De goarnicht an, dat wär bäter, wenn Du Dien Scheef-Schnuth in Speegel ankieken däht.“ Kläohn Schult: „Doll nu man Dien Schnuth“. Prangel springt wütend upp un haut Kläohn-Schulten rechts un links een paar düchtige Muhlshellen. De ganzen Stammdischbröder loam nu in Handgemeng un se han sich noch met Stöhlbeen trakteert, wenn nich noch to rechten Tiet de Schadarr int Stuw loam wär un all'ns to Rāson bracht het. De Köster het man immer met'n Kopp schüttelt, son' Bloahm, un Schimp un Schann in Groot Rossau toa moaken. Nu sünd de Schult von Klein Rossau an to vertellen. De sprekt Hochdütsch, he het nämlich upp School bee Wolterstorff in Osterborg bett tum „Eenjährigen“ bracht: „Ich habe Ihnen die freudige Mitteilung zu machen, daß mit dem 1. Oktober die Zwangswirtschaft für Fleisch aufhört, wenn die Landwirte 15 Millionen Tonnen Getreide an die Reichsgetreidestelle abgeliefert haben. Haltet Euch also ran mit dem Dreschen“. „Braav, Braav!“ schreen de Stammdischgäst, „An uns fällt nich lingen, wat in unsen Kräften sleiht, wulln wie dohn. Wie freu'n, dat wie werrer satt Fleisch to äten kriegn. Wenn man bloot de oll Polladen uth Schlesien, Posen un Westpreußen ruth wärn. Anwer noa Groot- un Klein-Rossau derb'ns nich loam. Wie wulln schon bewiesen, wat Rossauer sünd. De Seiffeln hemm wie all hoart un scharp moakt. Wi stoahn all met Edschen und Beeln unsen Mann, wenn de Spartikisten, Romnisten un Bulschwisten un de oll Polladen sich hier muhsig wulln moaken, hier darp uns Keener loam“. Nu is de Stammdisch förr düß Woch upphoab'n un all Gäst sünd noch Huhß goahn. Kläohn-Schult

un Prangel hemm sich förher noch werter uthgleeken un hemm sich tum
Abschied de Führt schüttelt. „Upp Werrersehn' upp alle Deeln“. — So
sind's uthanner goahn.

Stendal,

die Hauptstadt der Altmark, der Knotenpunkt von Eisenbahnen und dadurch
in Bevölkerung und Verkehr schnell angewachsen, ist eine uralte Stadt.
An der Südseite sind vor den Thoren im Anschluß an den Bahnhof ganz
neue Straßen entstanden, die auch das äußerliche Bild der mittelalterlichen
Stadt auf dieser Seite verdeckt haben. Das Dorf Steinedal (Steintal)
oder „Niederdeutsch Stendal“ genannt, wird zuerst urkundlich 1022 erwähnt.
Im 12. Jahrhundert kam es in den Besitz des Markgrafen Albrecht des
Bären. Das Dorf war ein deutsches, von deutscher Bauart und von
Deutschen bewohnt. Südlich vom Dorfe, da wo jetzt der Dom steht, lag
an der Uchte, dicht bei dem Dorfe Schadewachten, die Burg
Stendal, die vermutlich schon vom König Heinrich I. begründet ist, und
den Uebergang über die Uchte sicherte. Im Jahre 1151 verließ Albrecht
der Bär dem Dorfe Stendal einen öffentlichen Markt, der bis dahin fehlte.
Die Bürger erhielten Magdeburger Stadtrecht. Albrecht belehnte erblich
„seinen Mann“ den Burggrafen Otto. In ältester Zeit umfaßte
die Stadt nur den engen mittleren Raum zwischen den beiden faulen
Uchten. Noch im 12. Jahrhundert scheint das alte Dorf zur Stadt
gezogen zu sein. Zwischen 1229 und 1255 wurde dann auch das Dorf
Schadewachten in die Stadt hineingezogen. In dem letzten Viertel des
13. Jahrhunderts endlich wurden unter Vereinigung eines dritten Dorfes
Wusterbusch mit der Stadt die Mauern beträchtlich erweitert. Um das Jahr
1300 hatte die Stadt Stendal bereits denselben Umfang, den sie bis zu Ende
des vorigen Jahrhunderts behielt. In neuester Zeit ist, wie schon erwähnt,

ein ganz neuer Stadtteil entstanden, so daß Stendal zu den mittleren
Großstädten emporgewachsen ist.

Die Stadt Stendal besitzt noch jetzt an kirchlichen Bauwerken: Die
Domkirche St. Nicolaus, drei Pfarrkirchen: St. Maria, St. Peter und
St. Jakob, zwei Jungfrauen-Kloster-Kirchen: St. Katharina und St. Anna,
den Rest eines Franziskanerklosters; die Hospitalkirche St. Gertrud und an
Profangebäuden: das Rathaus und die beiden Prachtthore, das Uenglinger
und das Tangermünder Thor. Noch sei des alten „Rolands“ und der
Denkmäler Windelmann's und Nachtigall's gedacht. Möge die alte stolze
Hauptstadt der Altmark durch Handel, Gewerbe und Industrie noch ferner-
weit, wie im letzten Halbjahrhundert blühen, wachsen und gedeihen, möge
sie sich durch diese schwere Zeit auch hindurchringen durch
Tüchtigkeit und Fleiß der Bewohner, möge sie aber auch in Zukunft dahin
trachten, ein Mittelpunkt aller guten Bestrebungen in der
Altmark zu werden! —

Tangermünde, die alte Kaiserstadt.

Hier haben Markgrafen und Fürsten residiert. Ein Römischer Kaiser
hatte sich etwa vor ein halb tausend Jahren ein herrliches Schloß hier
erbaut und wohnte mit Weib und Kind darin; dritte halb Jahrhunderte
ist es her, daß das Schloß zerstört wurde. In neuerer Zeit ist es wieder
hergestellt. Die Stadt liegt auf einer steilen Anhöhe und ist gegen die
Hochflut der Elbe durch gewaltige Mauern geschützt. Nach Norden liegt
der Burgberg. Kurz vorher mündet der Tangerfluß, der bei
Dolle in der Kolbitz-Dehlinger Heide entspringt, in die Elbe. Tanger und
Elbe bilden bei Ueberschwemmungen mit den dazwischenliegenden Wiesen
einen einzigen See. Etwa um das Jahr 929 ist die Burg Tangermünde von König

Heinrich I. angelegt, gleichzeitig mit den anderen altmärkischen Elbburgen Arneburg und Werben. Die Schloßapotheke und Schloßkrug werden schon im 15. Jahrhundert als Häuser auf der „Freiheit“ erwähnt. Die Stadt Tangermünde zählt jetzt in zwei Vorstädten Hühnerdorf und Neustadt 13650 Einwohner. Drei alte Stadttore hat Tangermünde, das Hühnerdorfer Tor, das Neustädter- und das Wassertor oder die Rossfurt. An altertümlichen, sehenswerten Gebäuden seien noch erwähnt: Das Rathaus, die St. Stephanskirche. Ferner: Am Paulinen Kloster, Am den Putinen, der Burghof Tangermünde, Am Kapitelturm, Am Tanger, Die Böschungsmauern an der Elbseite und die Schreiberei auf der Burg. Noch seien die Vororte Carlbau und Milttern genannt. Die alte Stadt Tangermünde ist Industrie-Stadt geworden. Es blüht Handel und Gewerbe, auch hat Tangermünde bedeutende Elbschiffahrt. Einer Inschrift auf einem alten Grabstein auf dem Friedhof möchte ich noch gedenken:

Hier ruht der Organist von Tangermünde,
Der Herr wird ihm vergeben seine Sünde,
Denn er war ja sein Spielmann hier schon auf Erden;
Was wird nun erst im Himmel werden?“ —

Werben.

Zu den erinnerungsreichsten geschichtlichen Stätten der Altmark gehört das kleine Städtchen Werben, nahe dem Zusammenflusse von Elbe und Havel. Schon im Jahre 957 erwähnt, wurde die deutsch: Burg Werben, deren Name indessen auf eine noch ältere zwischen den „Weiden“ der Flussniederung gelegene wendische Ansiedelung zurückweist, die Schutzwehr dieser Gegend, der Nordmark gegen die immer von

neuem über den Elbstrom in ihr altes Gebiet zurückdrängenden Slaven. In den Mauern dieser Burg, deren Stätte freilich niemand mehr kennt, weilte der deutsche König Heinrich der Heilige in den Jahren 1005 bis 1012. Demütig, und wie es slawische Sitte war, die Hände über der Brust gekreuzt, erschienen hier in beiden Jahren die Edlen der Wenden, um dem deutschen Reiche Treue und Gehorsam zu geloben. Lange hielten sie indessen ihr Gelöbniß nicht. Sie begannen ihren Rachekampf mit der Eroberung der Stadt. Schon das nächste Jahr brachte den Rachezug. — 1136. Die zerstörte Burg fiel wiederum in die Hände der Deutschen und wurde von ihnen noch stärker befestigt. Vom Jahre 1160 ab gestaltet sich die große, in hohem Maße blutige Geschichte der Stadt Werben, deren Burg nun nicht mehr genannt wird, zu einer sehr friedlichen und anspruchlosen. Erst der dreißigjährige Krieg hat den Namen der Stadt Werben wieder in aller Mund gebracht. Schon im Jahre 1626 hatte der dänische General Fuchs hier bei Werben die Elbe überschritten, um im Lüneburgischen sich mit dem König Christian IV. zu verbinden, und im Jahre 1631 bemächtigte Gustav Adolf sich dieses hochwichtigen Stromüberganges. Der Schwedenkönig schlug sein Quartier in Werben auf. Später wurde die „Werber Schanze“ an die Sachsen und Brandenburger übergeben.

Halb eingeschlossen von dem mächtigen Elbdeich liegt nun die Stadt Werben fern von den großen Straßen des Verkehrs, prangend in dem Grün ihrer äußerst fruchtbaren Umgebung und geziert mit alten Baulichkeiten. Erwähnenswert davon ist die alte Stadtmauer an der westlichen Seite mit dem runden Turm, die „Alte Heiligegeistkapelle“ an der nördlichen Seite der Stadt, jetzt ein Magazin, sowie das im 18. Jahrhundert neu erbaute Rathaus, das Elbtor und die alte charakteristische Kirche der Johanniter.

Vor zehn Jahren hatte Werben durch Ueberschwemmung zu leiden. Das Treibeis der Elbe hatte sich am Elbdeiche zusammengetürmt und die Hochfluten der Elbe konnten nicht abfließen und ergossen sich in die ganze Tiefebene, die Wische, selbst Seehausen, weiter bis Geest-Gottberg und andere Ortschaften bis zur „Höhe“ wurden von dem Hochwasser nicht verschont. Die Kaiserin kam, um die Not der Bevölkerung zu lindern, konnte aber nicht bis Werben vordringen und mußte auf halbem Wege wieder zurück. Jetzt sind die Schäden wieder geheilt, die Aecker sind entstanden, die Gebäude sind ausgebessert, teils auch neu entstanden und der alte Wohlstand ist, so gut es die heutige schwere Zeit gestattet, wieder hergestellt.

Möge denn die Stadt Werben, als die 7. von den hervorragenden Städten der Altmark, mit ihren herrlichen Gärten, und die ganze fruchtbare Niederung auch ferner von Wassernot verschont bleiben und weiter wachsen und gedeihen! —

Die Wische

Ist der fruchtbarste Teil der ganzen Altmark. Die Landschaft erstreckt sich unweit Osterburg, von Seehausen bis Werben und wird vom Land und Elbe umgrenzt. Die Elbniederung verleiht dem Lande den schweren Lehmboden. Die Wische übertrifft noch an Fruchtbarkeit die Magdeburger Börde, denn sie hat nicht nur Ackerland, sondern auch Gärten, Wiesen und Holz aufzuweisen.

Bereits im Jahre 740, so besagen die ältesten Urkunden, haben niederländische Kolonisten das Land besiedelt, die Elbe und ihre Zuflüsse eingedeicht, Entwässerungsgräben angelegt und dadurch den Grund und Boden nutzbar gemacht. Man wählte die genossenschaftliche Ansiedelung auf „Einzelhöfen“ im Gegensatz zu den zusammenhängenden Dorfschaften. Jeder Teilhaber erhielt sogleich ein größeres Gebiet ausgesondert, das für

Hofstätte, Acker, Wiesen und Wald ausreichte. Gerade die Eigenart des Wischer Einzelhofes besteht heute noch und macht die Landschaft besonders sehenswert. Man sieht die Wohngebäude mit Acker, Wiesen und Wald mit Wasserabflüssen und Zugangswegen umgeben und glaubt sich in das westfälische Land versetzt, wo bekanntlich auch keine zusammenhängenden Ortschaften bestehen, sondern nur Einzelgehöfte. Die alte Deichlast für Besitzer in der Wische besteht heute noch. Gedeicht wird jetzt noch hofweise. Jeder Hof hat bestimmte Abschnitte des Deiches in Stand zu halten. Diese Deichpflicht erhellt aus einer Urkunde von 1209.

Der Weizen-, Rüben und Kleeboden in der Wische ist so schwer, daß er nur bei günstiger Witterung bearbeitet werden kann. Es muß mit 4—6 Pferden gepflügt werden. Jetzt weiß man sich mit dem Dampfpflug zu helfen. Leider fehlt es aber heute wiederum an Kohlen, daher muß auf das Zugvieh zurückgegriffen werden.

Die Wische ist stolz darauf, gleichwie Stendal einen Winkelmann und Nachtigall als große Männer besitzt, Bülow von Dennewitz, den hervorragendsten General der Freiheitskriege, den ihrigen nennen zu können. Er wurde am 16. Februar 1755 zu Falkenberg geboren auf dem jetzt Bester'schen Gute. Das Gut war länger als ein Jahrhundert, von 1688 bis 1795, im Besitz der Familie von Bülow. Auch an dieser Stelle sei des tapferen altmärkischen Generals gedacht.

Erwähnenswert ist noch das alte von Jagow'sche Schloß zu Calberwisch und die dortige Dorfkirche unweit Osterburg. An größeren Ortschaften in der Wische seien genannt; Berge, Hindenburg, Iden, Königsmark, Krusemark, Neukirchen, Wendemark, Lichterfelde, Falkenberg.

Wer einmal die Altmark durchwandert, der versäume nicht in der Altmark an der Wische vorbeizugehen, wenn er diese herrliche Gegend kennen lernen will. Er findet daselbst eigenartige Zustände, fruchtbaren

Boden, einen tüchtigen, selbstbewußten Menschenschlag und eine prächtige Landschaft. Freilich wandert man nicht mehr wie früher die Landstraße entlang fast „beständig im Schatten der schönsten Eichen“, aber von den malerischen „Eichenrahmen“, von jenen mit Blumen und Gebüsch bewachsenen Grabenwällen zwischen den Feldern und Wiesen der Höfe sind noch gar viele vorhanden, und die aus dichtem Gebüsch hervorlugenden stattlichen Gehöfte präsentieren sich dem Wanderer so einladend, daß er ausrufen möchte:

„Hier muß es fröhlich zu leben sein,
hier laßt uns bleiben!“

Zichtau.

Man hat das kleine, liebliche Dorf Zichtau (kaum 340 Seelen zählt es) nicht umsonst die Perle der Altmark genannt. Es liegt im Kreise Gardelegen, am Fuße des Stakenberges, des höchsten Punktes der Hellberge, jener anmutigen Hügelkette, die sich von Wiebke über Zichtau und Breitenfeld bis in den Drömling hinein nach Mieste zu erstreckt.

Die Hellberge sind die letzten Ausläufer des norduralischen Landrückens, der von Rußland ausgehend, die preussische Tiefebene durchzieht. Man nennt die Gegend bei Zichtau die „Altmärkische Schweiz“. Wenn es auch nur niedrige Hügel sind, so erhebt sich doch der Stakenberg 450 Fuß hoch über den Meeresspiegel, und man kann bei hellem Wetter mit dem Fernrohr den Magdeburger Dom und den Brocken erkennen. Die Hellberge leuchten meilenweit in die altmärkischen Niederungen hinein, gleich dunkelblauen Wolken sich vom Firmamente abhebend. Die Berge sind mit Tannen und Birken, mit Eichen und Kieferngebüsch bewachsen, gute Wege führen in die Höhe. Zwischen Klein- und Groß-Engersen liegt

der Rendchenberg oder Bickelsberg, der sich kegelförmig erhebt. Er hat wohl Ähnlichkeit mit dem Brocken, nur daß er gegen diesen Berggipfel ein Maulwurfshügel ist.

Geht man von Groß-Engersen aus in die Berge, dann kommt man zunächst nach den „elf Quellen.“ Hier sprudelt das Wasser aus der Erde aus elf Quellen, weiter einen kleinen, reißenden Gebirgsbach bildend, der zwischen Schenkenhorst und Calbe in die Milde mündet. Ein anderer kleiner Bach eilt dem „Roten Krüge“, einem Gasthause zwischen Estedt und Kakerbeck zu und treibt am roten Krüge eine oberflächliche Wassermühle. Weiter in die Höhe erreicht man den „Ochsenkopf“, dann den „Himmel“ und noch weiter die „Hölle“, bis man den Stakenberg ersteigt. Ein treppenartiges Holzgerüst erhöht hier die Aussicht. Im „Himmel“ hatte sich einst ein Selbstmörder erhängt und einen Zettel interlassen: „Ich hänge nun im Himmel und fluch' auf's Weltgetümmel.“

Er hatte aber keine Ruhe gefunden und geht ohne Kopf Mitternacht auf den Bergen spuken. — Doch nun zurück nach Zichtau. Steigt man den Stakenberg hinunter, so sieht man zu Füßen die kleinen Häuser mit den roten Ziegeldächern zerstreut liegen, auch das kleine Kirchlein mit Turm macht einen freundlichen Eindruck. Der Ort selbst muß erst später entstanden sein, denn in alten Urkunden wird nur das adlige „Rittergut“ Zichtau aufgeführt. Der Besitzer konnte während der napoleonischen Fremdherrschaft das Gut nicht halten; es erwarb der Kreisamtmann Solbrig. Dieser hat viel für die Verbesserung der Wege auf den Bergen getan. Stufen und Treppen angelegt und neue Schonungen angepflanzt usw.

Nach Solbrig's Tode kaufte das Rittergut Zichtau der Herzogl. Anhalt. Staatsminister und Wirkl. Geh. Rat von Gohler-Dessau, dessen Nachkommen es noch besitzen. Ein Sohn von ihm besitzt das Rittergut 2 Calbe a. d. Milde, das frühere Schildt'sche Gut. Erwähnenswert ist der

alte, schattige Park mit seinen schönen Anlagen, ausländischen Bäumen, Gewächshäusern, Teichen und Grotten, Herrn v. Gofler gehörig, aber den Fremden jederzeit zugänglich. Auch eine bedeutende Spiritusbrennerei, hauptsächlich Kartoffeln, hat das Gut.

Die Bewohner von Zichtau sind nur Kossäten, Grundbesitzer und Tagelöhner. Es gibt dort die besten Kartoffeln in der Altmark. Der Schulze Witte pflegte zu sagen: „Mien' Tüffeln sünt barboarsch mäblig, se: knöpen sich oll Jack all' upp (platz-n), wenn see knüllt (gekocht) wan; see sün bääter as en Bietendeek (Weizenteich)!“

Herrliche alte Buchen und Eichenwäldchen führen von Zichtau nach Klöße, eine Seltenheit in der Altmark, die an Laubholz arm ist. Nach Schwiefau und Breitenfeld zu sind ausgedehnte Buchweizenfelder und Heideflächen. Jedem Touristen ist die „Altmärkische Schweiz“ mit ihren herrlichen Umgebungen zu empfehlen. Vor fünfzig Jahren machte die erste Knabenklasse in Salbe mit dem Rektor Spröde alljährlich im Sommer einen Ausflug nach den Zichtauer Bergen. Das ganze Jahr freute man sich darauf. Auch ältere, bereits konfirmierte Schüler nahmen daran teil. Einige wilde Rangen erkletterten den Pickelsberg bei Groß-Engersen. Im „Roten-Krüge“ wurde die erste Rast gemacht, d. h. hier wurde „Zuckerwasser getrunken“. Den Zucker brachte man mit und das Wasser pumpte man aus dem Hausbrunnen. Dann ging es weiter in die „Berge“ die der Rektor scherzweise im Gegensatz zu den Alpen nur „Maulwurfshügel“ nannte. Er war ein großer Naturfreund und sollte auch „Naturwissenschaft“ studiert haben, namentlich zeigte er Vorliebe für Schlangen und Eidechsen, die in allen Variationen auf der Landpartie gefunden wurden. Auch hatte er eine bedeutende Schmetterling-, Käfer- und Mineraliensammlung, woran er viele Jahre gearbeitet hatte und die nach seinem Tode teuer verkauft wurde.

IV. Aus der Franzosenzeit.



Ein Retter der Stadt Bismark.

Die Zeit der großen Erhebung vor hundert Jahren ruft so manche mir von meinen Vorfahren überlieferte Erinnerung ins Gedächtnis, die noch nicht bekannt, aber doch wert sind, der Nachwelt überliefert zu werden.

Die unglückliche Schlacht bei Jena und Auerstädt war geschlagen. Napoleon war als Sieger daraus hervorgegangen und Preußen war unterjocht. Die französischen Söldlinge durchzogen raubend und plündernd die preussischen Lande. So kamen sie auch nach der Altmark, der kleinen Stadt Bismark, im Kreise Stendal. Es war ein Korps, 70 Mann stark, unter Anführung des Obristen Prinzen Schmühl, das sogenannte Schmühlsche Korps. Die männlichen Bewohner des kleinen Städtchens waren zum Löschen des Feuers (Feuerwehr gab es damals noch nicht) nach dem Nachbardorfe Garlipp geeilt, dort hatten die Franzosen die Scheunen in Brand gesteckt.

Die Frauen und Greise hatten die Läden und Haustüren verschlossen, aus Furcht vor den Feinden. Napoleon hatte die Schlacht- und Mahlsteuer eingeführt. Jedes Stück Schlachtvieh wurde auf der „Akzise“ gewogen und nach Lebendgewicht hoch versteuert, selbst die Ziege des armen Mannes durfte, wenn sie geschachtet wurde, von der Steuer nicht verschont bleiben. Jedes Pfund Mehl mußte verzollt werden. Das waren ergiebige Steuerquellen und es kam Geld, um blutige Kriege zu führen, in die Kaiserliche

Kasse. Daß aber die Bevölkerung dadurch ausgepreßt wurde, ist einleuchtend. Der königliche Zoll- und Akziseeinnehmer und Postvorsteher Johann Georg Müller hatte soeben seinen Monatsabluß vollendet und wollte den Kassenbestand mit 2000 Talern, 23 Gutegroschen und 7 Pfennigen an die Hauptkasse in Magdeburg abführen. Eine ziemlich hohe Einnahme für eine solche kleine Stadt in einem Monat.

Da rückte das Korps heran, wie gewöhnlich zuerst die königliche Kasse plündernd und das Geld mitnehmend. Müller schickte sofort seinen treuen Steuer- und Postdiener nach den Nachbardörfern Döllnitz und Könnigde auf Schleichwegen. Er wußte, daß hier ein preussisches Korps, 30 Mann stark, sich verborgen hielt. Der Amtsdienner mußte dem preussischen Korps verraten, in welcher Gefahr die Stadt stehe. Getreulich hat der brave Mann, sein Name ist mir leider entfallen, den Befehl seines Vorgesetzten unter Hintantsetzung seines eigenen Lebens ausgeführt. Die 30 Mann brachen sofort bewaffnet nach Bismark auf. Prinz Schmühl drang mit 6 Mann in die Wohnung des Einnehmers, ihn auffordernd, ihm die Kasse zu übergeben. Müller erwiderte: „Ich schieße jeden nieder, der es wagt, sich an den Geldern meines Königs zu vergreifen!“ Dann nahm er die Flinte von der Wand, die in jener bedrängten Zeit stets geladen war, und legte an. Da kam sein treues Weib, blaß, mit aufgelösten Haaren, an allen Gliedern zitternd, herbeigeeilt und beschwor ihren Mann und rief Hände ringend: „Vater, Vater, bedenke, was Du tust, willst Du uns denn, unsere Kinder, denke an Fritz, den Assessor, an Gustav, den Kandidaten, und an die andern sechs lieben Kleinen, und die ganze Stadt unglücklich machen?“ Johann Georg Müller legte das Gewehr an und wollte auf den Obristen losdrücken. Verzweifelt schlug ihm die Mutter das Gewehr aus der Hand. Das Gewehr entlud sich, der Schuß trachte, die Kugel flog in die Decke, ohne jemand zu verletzen.

Prinz Schmühl, bewegt durch die Tapferkeit und den Mut des Einnehmers, — es mochte wohl deutsches Blut in den Adern des Prinzen rollen, denn sein deutscher Name besagte es — gab seinen Soldaten strengen Befehl, daß niemand bei strenger Strafe den Postvorsteher Johann Georg Müller antühren dürfe. Zu ihm aber sprach er, daß er im Namen des Kaisers Napoleon die Kassengelder mitnehmen müsse. Müller bat ihn, zu gestatten, daß er noch mit dem Stadtvorsteher, — die Steinsche Städteordnung war noch nicht in Kraft getreten — sich ins Einvernehmen setzen könnte. Der Obrist sagte zu, aber er müsse ihn nach dem Stadthause begleiten. Zwei Soldaten nahmen Müller in die Mitte, der Prinz ging voran. Die Mutter rief dem Vater noch zu, nur recht nachgiebig zu sein und die Sache nicht zu verderben. Dann bat sie noch den Obristen um Gnade für ihren Mann. Er erwiderte großmütig: „Seien Sie unbesorgt, gnädige Frau, es wird Ihrem Manne kein Haar gekrümmt werden.“ —

Die Bewohner sahen schüchtern dem Zuge nach. Es war ihnen ein Rätsel, weshalb der geachtete Beamte so durch die Stadt geführt wurde. Im Stadthause angekommen, flüsterte Müller dem Stadtdiener Ruhfahl zu, er solle nach Könnigde — im Kirchengewölbe zu Könnigde ruht der tapfere Reiterführer Hennig v. Treffensfeld, wohlbekannt aus dem 30-jährigen Kriege (das Altmärkische Ulanen-Regiment Nr. 16 hat nach ihm seinen Namen) — schleichen und die preussischen Soldaten mobil machen, der Steuerdiener sei auch schon unterwegs, er solle auch den Stadtwächter Stampehl mitnehmen. Das geschah. Der Stadtvorsteher beriet mit zwei Schöffen, was mit der königlichen Kasse geschehen solle. Sie beschloßen, das Geld dem Prinzen gegen ordnungsmäßige Quittung auszuhändigen. Der Einnehmer gab das Geld. Der Obrist quittierte darüber. Aber die fränkischen Schergen wurden ungeduldig und drangen in die Häuser ein, einige Schüsse abgebend.

Da kamen die Preußen aus Könnigde und Döllnitz im Sturmschritt heran. Der Amtsdienner, der Stadtdiener und der Stadtwächter mit Hellebarden und Spießen bewaffnet, an der Spitze, und eröffneten auf die Franzosen ein mörderisches Feuer, im gebrochenen Französisch ihnen zuzrufend: „Es kommt noch ein ganzes Regiment.“ — Die Feinde räumten schleunigst das Feld und flohen nach Späningen, Mehdorf und weiter nach Osterburg, bei Werben und Räbel über die Elbe nach Berlin. Unterwegs dahin wurde das Korps auf 2000 Mann verstärkt und zog mit Napoleon in Berlin ein. So war denn die Stadt Bismark durch den Mut und die Tapferkeit des königlichen Zoll- und Akziseinnehmers und Postvorstehers „Johann Georg Müller“ vor Mord und Brand bewahrt worden, aber auch der anderen treuen Männer, die ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten, sei hier gedacht. Der Obrist, Prinz Schmühl, führte den Raub an die kaiserliche Kasse ab und berichtete über den Vorfall in Bismark an Napoleon. Wider Erwarten nahm der Kaiser von weiteren Maßregeln gegen Müller und Genossen und gegen die Stadt Bismark Abstand. Er ernannte ihn sogar in Anerkennung des Mutes und der Tapferkeit zum „Directeur du Post“. Der Postvorsteher Müller äußerte: „Hätte mich mein preussischer König zum Postmeister befördert, dann hätte ich mich gefreut!“ Amtlich mußte er sich des ersteren Titels bedienen, aber privatim hat er nie davon Gebrauch gemacht. Sein Wunsch sollte übrigens in Erfüllung gehen. Nach dem Frieden von 1815, seine Söhne hatten mitgekämpft bei Leipzig und Waterloo, ernannte ihn der König Friedrich Wilhelm III. zum Postmeister. Er wurde nach Erfurt versetzt und später in Magdeburg Oberpostdirektor. In Bismark hat man nichts wieder von ihm gehört, auch nichts von seinen Nachkommen. Sollten letztere diese Erzählung zu Gesicht bekommen, dann werden sie sich ihres tapferen Ahnen, „des Retters der Stadt Bismark“, dankbar erinnern. Auch an dieser Stelle sei des

mutigen Johann Georg Müller und seiner Helfer mit landsmännlichem Danke gedacht. —

Der Franzosenboom.

Die Zeit der Erinnerung an die Befreiungskriege läßt auch das Andenken an so manche Sitte oder Namen wieder lebendig werden, die ihren Ursprung aus der Franzosenzeit herleiten. Viele dieser Gebräuche oder Bezeichnungen sind noch erhalten, andere sind fast ganz verloren gegangen. Zu dieser letzteren gehört auch der „Franzosenboom.“ Mit diesem Namen wurde damals in der Altmark der Walnußbaum bezeichnet.

Napoleon hatte nämlich angeordnet, auf allen öffentlichen Wegen und wo sonst es immer möglich sei, in dem eroberten preussischen Gebiete Walnußbäume anzupflanzen. So auch in der Altmark. Nach des Kaisers Absicht sollte das Holz dieser Bäume das Material zu Flintenschaften liefern. Er glaubte ja damals, sich Deutschlands Fürsten und Länder zu immerwährender Heeresfolge gewonnen zu haben.

Während bis dahin die „welfsche Nuß“ bei den Altmarkern wohlgeleitet war, glühte nun ein wahrer Haß gegen diesen Baum, und Veteranen und Invaliden schürten noch die Abneigung dagegen. Alles mögliche Schlechte wurde vom Nußbaum gesagt, und durch die natürlichen Eigenschaften des Baumes wurden diese bösen Meinungen unterstützt. Denn von jeher hieß es, daß der Schatten des Walnußbaumes schädlich wirke, daß sein Laubwerk nichts unter sich dulde, weder Baum noch Strauch, daß es stidig unter seinen Kronen sei und der Aufenthalt unter seinen Zweigen, von denen bei Regenwetter scharfer Saft tropft, Schwindel und Kopfschmerzen erzeuge. Nun hieß es: „Wie der Franzose, so ist auch der Nußbaum ein Unterdrücker!“

Durch die reichen Anpflanzungen von Nußbäumen, deren Holz ja nun, Dank der Befreiung vor hundert Jahren, nicht für französische Flintenschaften benutzt wurde, gab es schließlich, nachdem die Bäume herangewachsen waren, einen großen Vorrat schönen Nußbaumholzes, sodaß in den siebziger und achtziger Jahren die Mode der Nußbaummöbel allgemein wurde.

Man hätte denken können, diese praktische Verwendung hätte verführend wirken müssen; und hat es wohl später auch getan, aber zuerst nicht. Man sagte noch vor vierzig und fünfzig Jahren von dem Genuß der Walnüsse, daß er unfehlbar Halschmerzen oder Halsentzündung im Gefolge hätte und namentlich Kindern gab man nur ungern Nüsse zu essen. Daß man, wenn man erst begonnen hat, Nüsse zu essen, nicht so bald aufhöre, war ein zweiter Grund, den Früchten feindlich gesinnt zu sein. Eine solche Beobachtung störte den gemessen-ruhigen Sinn unserer Voreltern. Außerdem sollen reiche Nußernten heute kalte Winter prophezeien, darum hieß es oft:

„Voväl Noäth — voväl Ploag!“

Heute ist dieser ehemalige Haß vergessen, man hat sich gewöhnt, einen schönen fruchttragenden und holzliefernden Baum darin zu sehen, dessen Namen allein daran erinnert, daß er eigentlich ein Fremdling ist. „Walnuß, d. h. Walliser, Welfsche Nuß!“

Die größten Walnußbäume befinden sich in der „Wische“. In mittelguten Nußjahren erntet man von einem Baum 400 Schock Nüsse. Es gibt wohl selten einen Pfarrgarten in der Altmark, in dem nicht auch ein Walnußbaum vorhanden wäre.

Krusen Lieschen.

Auf der Burg bei Calbe a. d. Milde sind heute noch kleine Häuser bewohnt von Tagelöhnerfamilien des v. Alvensleben'schen Rittergutes. Auch ein kleines, massives, weiß getünchtes Häuschen fällt dem Wanderer ins Auge. Es zeichnet sich durch Sauberkeit, insbesondere durch Blumen, an den Fenstern, (in Töpfen gezogen) aus. Es ist dies ein Stiftshaus zum 1. Rittergute gehörig. Hier haben alte Frauen und Jungfrauen, die nicht mehr arbeiten können, freie Wohnung bis zu ihrem Lebensende. So lebte u. a. auch hier zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine alte, ehrbare Jungfrau Elisabeth Krause, allgemein „Krusen Lieschen“ genannt. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde sie die Wohnung, ein kleines Stübchen, räumen sollte, aber es ging nicht, sie sträubte sich dagegen und sagte: „Is een oll Vermächtnis, so lang'n de Wind wäht un de Hoahn kräht, kann uns Keener hier ruthsmieten!“ Und dabei blieb es. — Manchmal murrte sie, daß das Haus den Insassen nicht genehm war, (es soll nämlich früher als Gefängnis gedient haben) und klagte: „Uns hemm's nu'n Woöhnung gäwen, wo för oll'n Tieten dee oll Spisboob'n un Bakabunden inspunnt west sint, äwer wi münn' doch too fräd'n sint.“ Im Jahre 1810, als die Franzosen in der Altmark hausten, war Krusen Lieschen zum Besuch bei Verwandten in Butterhorst. Es war gerade die Erntezeit und alle Bewohner auf dem Felde. Mit einigen alten Leuten war sie allein daheim geblieben. Da hörte sie aus der Ferne Kanonendonner. „Det is werrer nich gehüör. Id mütt noa Carig (einem Nachbardorfe), um to seh'n, wat doa loos is“, sagte sie. „Wist de woll dootscheeten loaten“ — erwiderten die Alten, „un dien Gäwen upp Spöäl setten, bliew man hier.“ Krusen Lieschen lehrte sich aber nicht daran und eilte nach Carig. Von Neuendorf am Damm her wurde das

Schießen immer lauter und nichts Gutes ahnend, wollte sie die Careiger Einwohner vor der Gefahr warnen, aber Niemand war anzutreffen, alle waren auf dem Felde. Sie wußte sich aber zu helfen. Sie ließ zuerst den Schlagbaum herunter (das Dorf war damals in Hufeisenform angelegt, wie alle Dörfer wendischen Ursprungs). Wenn auch diese Sperrmaßregel nur einen geringen Schutz gewährte, so wußte sie aber aus Erzählungen, daß die Franzosen diese Ortschaften, weil dort ihre Landsleute im Quartier lagen, verschonten. Aber damit noch nicht genug. Sie lief nach dem kleinen Kirchturm, um die einzige Glocke in Bewegung zu setzen und Sturm zu läuten. Doch der Glockenstrang versagte. Sie wußte aber Rat, sie nahm den alten großen Glockenhammer und schlug mit aller Kraft gegen die Glocke, jedesmal in 12 Schlägen. Die Feldarbeiter hörten den „Feuerlärm“ und kamen mit ihren Pferden noch zur rechten Zeit an. Sie bewaffneten sich, was ihnen gerade in die Hände fiel, mit alten Gewehren, Sensen und Aerten und stellten sich hinter dem Schlagbaum zur Wehr auf. Auch hinter den Scheunen und Ställen wurden noch Mannschaften postiert. Die Franzosen kamen immer näher, schon hörte man das Rasseln der Geschütze. Krusen Lieschen war noch auf eine List verfallen, sie hatte sich eine französische Uniform angezogen und stand unmittelbar vor dem Schlagbaum. Der Oberst wurde aufmerksam, wohl ahnend, daß noch mehr seiner Landsleute im Dorfe waren. Krusen Lieschen, die nicht als Frau zu erkennen war, sondern als französischer Soldat aussah, trat vor und schrie mit ihrer lauten männlichen Stimme: „Dat ganze Lock (Dorf) is hier vull Franzosen, Se wahn doch woll nich upp' eigen Landslüh scheeten wulln!“ Da krachte ein Kanonenschuß, obgleich der Oberst keinen Befehl dazu gegeben hatte. Ein Steinhagel war die Antwort. Einige Knechte hatten sich eiligst noch französische Uniform verschafft, traten vor und hoben die Hände hoch. Der Oberst

kommandierte: „Weitermarsch!“ Die Franzosen hatten vollends den Kopf verloren, als noch von der anderen Seite auf sie gefeuert wurde. Sie retririerten nach Poritz, Döllnitz und Bismark zu. Vier Kanonen, mit je vier Pferden bespannt, liefen sie im Stich, denn die ganzen Bewohner, auch die vermeintlichen, verkleideten Franzosen, waren hinterher. Das war ein guter Fang für die Carriger, 16 Pferde, wenn sie auch schlecht waren, waren in ihre Hände gefallen. Krusen Lieschen war nun die Heldin des Tages, denn ohne ihr besonnenes, tapferes Wesen und Tatkraft zur rechten Zeit, wäre Carritz unrettbar verloren gewesen und in einen Schutthaufen verwandelt worden. —

Bis zum Jahre 1818 haben die mit N (Napoleon) bezeichneten Kanonen im Dorfe gestanden, dann wurden sie auf Veranlassung des Königl. Preussischen Kriegsministeriums abgeholt und nach Magdeburg geschafft. Die Gemeinde Carritz setzte für Krusen Lieschen eine kleine Jahresrente bis zu ihrem Lebensende aus, als Dankbarkeit für ihre tapfere Ketterin. Ferner wurde ihr freie Altenteils-Wohnung und Garten angeboten. Sie lehnte dies aber ab: „Mee kann uppt Borg in'n Kalf Keener ruhtmieten, so lang'n dee Wind wäht un de Hoahn kräht, is'n oll Vermächtnis.“

Krusen Lieschen hat nur noch einige Jahre gelebt. In der Carriger Kirche soll sie eine Ehrentafel erhalten haben. Auch diese ist wohl verschwunden, das Gedächtnis aber an „Krusen Lieschen“, die tapfere Altmärkerin, lebt noch weiter in der Bevölkerung.

Der Pulverturm.

Bei Gottendorf, unweit Gardelegen, war ein Pulverlager, Pulvermühle und Pulverturm errichtet. Ein alter Invalide war mit

andern Soldaten gemeinschaftlich als Wächter angestellt. Er hieß Birkenfeld und stammte aus Kloster Neuendorf. Viele Zentner Pulver wurden hier angefertigt und verladen, denn Napoleon brauchte Munition zur Kriegsführung gegen Rußland. Aber die Franzmänner hatten trotzdem Lust, das Lager mit den Gebäuden, überhaupt das Dorf Gottendorf und die Stadt Gardelegen in die Luft zu sprengen, nur wußten sie nicht, wie dieser Plan ausgeführt werden konnte, denn die strenge Bewachung war auf dem Plan und verhinderte jedes Unternehmen. Da bemerkte eines Tages der Wächter Birkenfeld in dem Pulverturm (inen Lichtschein. Was hatte das zu bedeuten? Durch eine Türspalte sah er, daß auf dem Tische in der Mitte des Turmes ein Talglicht brannte. Es war ohne Leuchter auf den Tisch gestellt. Wozu das? Die Sache war ihm sofort klar, denn Pulvertüten lagen zerstreut auf der Tischplatte und dicht daneben fanden sich tausende Zentner Pulver. Ein leichter Windstoß und das brennende Licht fiel um, dann würde das Pulver explodieren und die ganze Gegend, namentlich Gottendorf und Gardelegen, wäre in die Luft geflogen und in einen Schutthaufen verwandelt. Aber nicht einmal Zugluft brauchte es zu sein, denn das Licht brannte immer tiefer und würde zuletzt flackernd das Pulver entzündet haben. Hier war keine Zeit zu verlieren. Aber wie die verschlossene Tür ohne Schlüssel öffnen? Die Wächter durften ihn nicht einmal bemerken. Inzwischen hatten sich auch Leute aus Gottendorf eingefunden, die große Gefahr wohl ahnend, auch ein Bataillon preussischer Freiwilliger, die in der Gegend umher flankierten, war von Gardelegen kommend im Anmarsch. Birkenfeld teilte dem Hauptmann bei der Ankunft mit, in welcher großen Gefahr die Gegend schwebte. Hier war guter Rat teuer. — Der Hauptmann fragte, ob einer von seinen Soldaten in den Turm gehen wollte, um das Licht zu löschen. Keiner meldete sich, denn Niemand wollte sein Leben auf's

Spiel sehen. Da trat der brave, alte Wächter Birkenfeld vor und erbot sich, das Licht zu löschen. Die Bewohner aus Gottendorf hielten ihn von seinem Vorhaben ab und sagten, er solle doch an seine Frau und an seine unverforschten Kinder denken und sich nicht unnötig in Gefahr begeben. Birkenfeld erwiderte: „Ach wat! Ick hebb unnern oll Fritzen deent un hebb so oft Pulver roaken. Ett is väter, wenn mee de Deibel hoakt, as wenn dee ganzen Saldoaten un alle Lüf hier un Gottendorf un Galä in't Luft floag'n deiht!“ — Dann zog er sich Stiefel und Rock aus und machte die rechte Hand naß mit Wasser. Die Tür wurde behutsam mit dem schleunigst herbeigeschafften Schlüssel geöffnet und vor jedem Winde durch Tücher geschützt. Birkenfeld ging hinein. Es war die höchste Zeit, denn das Licht flackerte in den letzten Zügen und hätte dann sicher das Pulverlager entzündet. Mit seinen nassen Fingern löschte er behutsam das Licht aus. So hatte er dann durch seinen Mut und Tapferkeit die ganze Gegend von dieser entsetzlichen Katastrophe gerettet. Als er den Turm verließ, wurde er mit lautem Jubel empfangen und im Triumph nach Gottendorf und Gardelegen geführt. Hier setzten ihm die städtischen Behörden später als „Retter der Stadt Gardelegen“ ein Jahrgeld aus.

Als der König Friedrich Wilhelm III. im Herbst 1819 wieder nach langer Zeit in Lezlingen auf der Königsjagd weilte, wurde ihm der tapfere Wächter Birkenfeld vorgestellt. Er wurde zur Tafel befohlen. Friedrich Wilhelm sagte zu ihm: „Brav gemacht, brav gemacht!“ Auch hier sei des tapferen Altmärkers Birkenfeld aus Kloster Neuendorf gedacht.

Sand-Willem.

Es gibt Leute, die ihre ganze Lebenszeit auf der Landstraße haben zubringen müssen. So war es auch mit Wilhelm Wolff aus Salzwedel. Schon in frühesten Jugend hatte ihn sein Vater, der Frachtfuhrmann war, mit auf den Wagen genommen. Wilhelm wurde wieder Frachtführer. Er beförderte die wenigen Frachtstücke von Salzwedel nach Calbe a. M. zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf der alten Heerstraße über Stappenbeck, Büßen, Jeggeleben, Thüritz, Güssefeld. Die Wege waren schlecht, manchmal ging es bergan, auch fehlte es nicht an Sumpfstellen, über welche „Knüppeldämme“ führten. Wilhelm Wolff hatte nur ein gut erhaltenes, starkes Frachtpferd und einen kleinen Einspannerfrachtwagen mit einem weißen, leinenen Plan. Er machte die Fahrt wöchentlich einmal. Ein halbes Faß Heringe von dem Kaufmann Christoph Schulz, einige Ballen Tuch von dem Großkaufmann und Bildhauermeister der Gewandschneiderinnung Fritz August Schulze und etwas Leder von dem Gerbereibesitzer Daniel Leue, das war alles, was er beförderte. Aber was die Hauptsache war, er betrieb auch einen Handel mit weißem Stubensand, den er aus den Sandgruben bei Bahrtolz entnahm. Die Bauern ließen ihm den Sand umsonst, da Wilhelm Wolff arm war. Den Sand verkaufte er bei seinen Frachtfahrten in den Dörfern, die Schippe voll für einen Pfennig. Kam er durch die Dörfer, dann rief er: „Sand, Sand, köövt witten Sand.“ Dadurch hatte er allgemein den Namen „Sandwillem“ bekommen und war auch nur unter diesem Namen bekannt.

Sand-Willem war stets gefällig. Allerlei Besorgungen in Salzwedel und Calbe bewirkte er für die Handwerker und es hatte sich viele Freundschaften zwischen ihm und den Familien, da er alter Junggeselle war,

gebildet. Sand-Willem fehlte auf keiner Hochzeit und Kindtaufe, denn er wußte die Gäste durch allerlei Tänze und Witze zu erheitern. Er war überall ein gern gesehener Gast.

Da kam die traurige Zeit auch über die Altmark. Sie stand unter dem Joche Napoleons. Wenn Sand-Willem die wenigen Frachtgüter beförderte, dann kamen die französischen Soldaten, raubten sie ihm vom Wagen und eilten davon, mißhandelten ihn und sein einziges Pferd häufig. Das arme Tier kam immer mehr herunter. Sand-Willems Auftraggeber hatten Mitleid mit ihm, denn sie wußten, daß er an den Diebstählen der Franzosen keine Schuld trug. Sie führten Klage bei dem Canton-Maire in Salzwedel. Aber alles war vergeblich. Schließlich mußte sich Sand-Willem nur auf dem Verkauf von Sand beschränken, daran vergriffen sich die Franzosen nicht. Mühsam fristete er sein Leben und wäre mit seinem Pferde verhungert, wenn ihm nicht die mitleidigen Bürger und Bauern, die zwar alle selbst nur noch wenig besaßen, unterstützt hätten.

Eine grimmige Wut hatte sich Sand-Willems gegen die französischen Soldaten bemächtigt, die ihn um seine ganze Existenz gebracht hatten. Der Tag der Rache sollte nun kommen. Sand-Willem hatte nach langer Zeit wieder einige Frachtkisten zur Beförderung erhalten. Es war im Herbst 1812. Unweit Thüritz überrumpelten ihn die fränkischen Söldlinge, luden die Kisten auf ihren „Krempertwagen“ und jagten davon, Sand-Willem mit seinem Gefährt in tiefer Betrübnis zurücklassend. Sie hätten wohl noch Pferd und Wagen mitgenommen, wenn sie nicht noch aus der Ferne andere Soldaten herbeieilen sahen, in der Meinung, es seien Russen und Preußen, die schon in der Altmark umherstreiften, um den bedrängten Bewohnern Hilfe zu bringen. Der Trupp kam näher. Es waren aber elf französische Soldaten. Sie fragten Sand-Willem, nachdem sie seinen Wagen untersucht hatten, aber nur noch einen Sack mit Sand fanden,

wo denn die Soldaten mit dem französischen Transportwagen geblieben wären: „Dee sint all lang'n äower all' Berg!“ Die Franzosen antworteten: „Wir müssen ihnen schleunigst nach, zeigen Sie uns den nächsten Weg.“ Jetzt blickte es im Innern Sand-Willems auf. Er wußte, jetzt oder nie! Er zeigte ihnen den Fußsteig, der nach Zethlingen über den Sumpf — D o o d ' n l ä b e r — führte und sagte, sie könnten, wenn sie diesen Fußpfad gingen, den Fahrweg bedeutend abkürzen und würden noch eher an Ort und Stelle kommen, als die andern. Die elf gingen den Fußsteig, aber auf Nimmerwiedersehen. Sie versanken, einer nach dem andern in die Totenleber, die Erde tat sich gleichsam auf und sie sanken immer tiefer, bis sich die Erde über ihren Köpfen wieder schloß und sie elendiglich erstickt waren. Niemand hatte es gesehen. Zufällig kam der Pastor aus Thüritz des Weges daher. Er traf Sand-Willem weinend neben seinem Pferde und fragte ihn: „Warum so traurig?“ Willem klagte ihm seine Not, alles erzählend und daß die „elf“ dort in dem Sumpf versunken seien. Der Pastor riet ihm: „Sagen Sie Niemanden etwas davon; bewahren sie es als ein Geheimnis, denn sonst würde Napoleon Sie vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen lassen.“ — Sand-Willem antwortete: „Ick fürcht' mee nich förn Dood. Neober dee Franzosen hemm mee to dull toset't, wenn dee Grootkoopmann Friß August Schult, Lohgerber Deu un de Koopmann Stoffel Blauschult in Soltwädel mee nich glödw't un mee hulpen hätten, denn wär ick all lang'n met mien Pärđ verhungert. All Achtung! Doch ick will't Muhl haoll'n un nist feng'n, so lang'n ick lääw!“ — Und so ist es auch ein Geheimnis geblieben. Kurz vor seinem Tode hat er es seinen nächsten Verwandten erzählt. Man hat später Nachgrabungen angestellt, aber vergeblich denn der Sumpf „D o o d ' n l ä b e r“ ist grundlos. Auch der Canton-Maire in Salzwedel und das französische Oberkommando in Magdeburg suchten die

„elf Deserteure“, aber sie sind nie wieder ans Tageslicht gekommen.

Nach dem Friedensschluß 1815 sollten auch für Sand-Willem wieder bessere Tage kommen. Die Chaussee von Magdeburg nach Lüneburg über Gardelegen und Salzwedel wurde fertig und Willem konnte sich ein zweites Pferd anschaffen und mehr Frachtgüter befördern. Er kam noch zu einem gewissen Wohlstand. Nur ärgerte ihn, daß die Chaussee nicht ganz bis Calbe ging; von Kakerbed aus über Wernstedt mußte er den sandigen Landweg benutzen und mußte dann Vorspann aus Calbe nehmen.

Auf der Landstraße sollte er auch sein Ende finden. Unweit Mahlsdorf fand man „Sand-Willem“ tot auf seinem Wagen sitzend, Zügel und Peitsche in den Händen haltend, nur den starren Körper nach hinten über gebeugt. Die Pferde schritten ruhig weiter. Ein Schlagfluß hatte dem Leben „Sand-Willems“ im hohen Alter ein plötzliches Ende bereitet. Er, der auf der Landstraße sein ganzes Leben zugebracht hatte, sollte auch hier enden.

Nur ein Schäfer.

Das französische Prinz Edmühl'sche Korps war aus Bismark durch die Tapferkeit des Postvorstehers Johann Georg Müller verjagt. Es floh die alte Heerstraße entlang nach Osterburg zu. Chausseen gab es damals noch nicht. Auf der Feldmark von Natterheide, etwa 1½ Meile vor Osterburg, hütete der Schäfer aus Flessau seine Herde. Es war ein alter Mann in den achtziger Jahren. Er hieß Fritz Adenhausen und war allgemein in der ganzen Gegend als „oll Schoaper Hoakenhubs“ bekannt. Er strickte seinen Strumpf, während sein treuer Hund die Schafherde bewachte. Die Tränen rannten dem Alten die Wangen herunter. Da

kam der alte Pastor Rühls aus Mehrin des Weges daher und sah, daß der Schäfer weinte. „Aber warum weinen Sie denn?“ fragte teilnehmend der Pastor. „Woatum fall ick nich ween'n. Min Frou lieht upp'n Kirchhof un bi Jene (Jena) hemm dee Franzosen min beed' Jungns doot schoaten. Nu hepp ick wieder nist upp de Welt as de Schoap un dann Hunt, wöcker ick mee von jung upp, upptredt hepp. Doa too künmt, dat de Franzosen in uns Land koam'n sint. Gistern sint see in Bismark west, aewer von doa wegjoagt. Id hepp unner oll Fritzen deent un den söbenjährgen Krieg (Krieg) mitmoakt. Dat ick dee Schimp un dee Schamm noch met ansehen mü, is dull, Herr Paster! — „Es wird wieder Tag werden in unserm Vaterlande“, sagte der biedere Pastor. „Der alte Gott lebt noch, schon haben sich überall Freikorps gebildet. Die werden die Franzosen wieder aus dem Lande jagen und unser König wird wieder eingesetzt werden. Gestern sind die Feinde aus Bismark vertrieben. Nur nicht den Mut sinken lassen, lieber Adenhausen, es wird noch alles gut werden!“

Dann ging der Pfarrer nach Flessau weiter. Kaum war er fort, als das Prinz Edmühl'sche Korps heraneilte. Der alte Schäfer mit der Herde war ein guter Fang für die Horde. Die Franzosen forderten den Hirten auf, ihnen die Schafe auszuliefern. Der Alte sagte: „Dee Schoap sint mee äbergab'n un von Schoap löttten sich noch nich biten (beißen) un upp Bedreegerreen un Mord un Brand geiht'n noch nich uht. Id stoah immer noch min Mann, un weh, wöcker min Schoap angriepen beiht, dann fall dat Dunnerwärer in' Moag'n föhren. Wenn dee Schoap keenen Schoaper un keenen Hunt mehr hemm', dann sint see verschmacht un verstreut, dat steiht all in uns Bibel!“. Da krachte ein Schuß und der treue Schäferhund fiel tot zu Boden. Adenhausen wußte, daß er nun das Feld zu räumen hatte, denn ohne Hund war er wehrlos. „Wenn see

me e doch man lewer doot schoaten dahn, dat weer doch väter west!“ Durch das Tannendickicht schlich er sich auf einsamen, unbekanntem Pfaden davon und kam in Flessau an. Hier eilte er zum Schulzen Wesche und machte ihn aufmerksam auf die Gefahr, die dem Dorfe drohte. „Min Hünt is doot schoaten, min Schoap sint stoahl'n.“

Der Schulze Wesche alarmierte sofort die Bauern, die sich mit alten Feuerlöschgewehren, Sensen, Aerten und Mistgabeln bewaffneten und sich vor dem Dorfe aufpflanzten, Hoakenhuhs und zwei preussische Soldaten, die schon längere Zeit auf dem Heuboden sich versteckt hielten, an der Spitze. Das Korps eilte heran, eine Viertelstunde vor dem Dorfe wurde Halt gemacht. Einige von den eingefangenen Schafen geschlachtet, an Spießen gebraten und ein Fress- und Saufgelage veranstaltet. Bier und Branntwein fehlten nicht. Sie hatten es aus dem „Kruge“ im Spänigen vorher gestohlen. Vor Eintritt der Dunkelheit brach das Korps, halb betrunken, auf, die geraubten Schafe mit sich führend, um in das Dorf zu eilen und die friedlichen Bewohner auszuplündern.

Aber die Franzosen hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Sie wurden mit einem Steinhagel, Hundegebell und mit Gewehrschüssen empfangen. Dazu wurde ein Höllenlärm veranstaltet. Frauen und Kinder hatten sich noch mit Knüppeln bewaffnet. Die Feinde glaubten, daß ihnen eine große Menge gegenüberstände. Sie teilten sich vor dem Eingange des Dorfes, gingen um Flessau feige herum und trafen am entgegengesetzten Ende nach Osterburg zu, wieder zusammen. Dieses wurden aber rechtzeitig die Bewohner gewahr, — der alte Schäfer hatte es richtig berechnet und stellte sich hier wieder in Eile auf. Nun wagten die Franzosen keinen weiteren Angriff und eilten in der Dunkelheit nach Storbek und Osterburg weiter. Die Bauern atmeten erleichtert auf, den Feind auf diese Weise überlistet zu haben, den Verlust der Schafherde hatten sie aber zu beklagen.

So war denn durch die Tapferkeit des alten Schäfers Fritz Adenhausen das Dorf Flessau vor Plünderung und Brand bewahrt geblieben! —

„Oll Schoaper Hoakenhuhs“ hat noch die Zeit der großen Erhebung mit erlebt. Fast als Neunzigjähriger hat er noch an der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 teilgenommen, nicht etwa als Krieger, aber er hat den Kanonieren im Schlachtengraus die Kugeln zugetragen. Mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, kehrte er nach Natterheide aus dem Kriege zurück, und hütete nach wie vor die Schafe. 1815 trieb es ihn wieder hinaus nach Waaterloo. Dort ist der brave Schafhirt wohl gefallen und in ein Massengrab mit andern Kriegern gebettet worden. Man hat nie wieder von ihm gehört. Die Listenführung war damals noch mangelhaft. Der Schulze Wesche hat sich mehrfach bemüht, sein Ende zu erfahren, aber vergeblich. Keine Gedächtnistafel erwähnt den Namen dieses Tapferen, keine direkten Nachkommen hat er hinterlassen. So sei denn hiermit dem braven Landsmann ein treues Andenken gewidmet. —

So viel ich mich erinnere, kommt in Calbe a. d. Milde der Familienname Adenhausen wohl noch vor. Vielleicht sind es Seitenverwandte von dem „alten Schoaper Fritz Hoakenhuhs“, dann mögen auch sie in Treue ihres braven Urahnen gedenken!

Nur ein Seiltänzer.

Die Seiltänzer, Taschenspieler und Gaukler erfreuten sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einer großen Beliebtheit. Waren es doch die einzigen Künstler, welche die Städte der Altmark aufsuchten und ihre Künste produzierten. Wie freuten wir Kinder uns, wenn die großen, grünen Schauspielerwagen in die Stadt auf dem holprigen Pflaster hineinrasselten.

So kam denn auch die Seiltänzerfamilie Weizmann im Sommer 1813 nach Calbe a. d. Milde, um Vorstellungen zu geben. Schon die Vorfahren genossen einen guten Ruf in der Altmark und waren stets gern gesehen. Es hatten sich Freundschaften mit den Familien gebildet, außerdem waren die „Weizmanns“ wohlhabende Leute. Sie waren in Salzwedel mit Eigentum angezessen und machten nur in der besseren Jahreszeit ihre Kunststreifen. Weizmann betrat in Calbe das „Turmseil“. Es war von dem Schaloch des Kirch-turms hoch über die Straße und Dächer hinweggespannt. Trotz der Not der Zeit hatten sich viele Zuschauer, auch aus den benachbarten Dörfern, eingefunden.

Um das Seil nun „straff“ zu halten, mußte es durch Seilstränge, die von Leuten aus dem Zuschauerraum fest angezogen wurden, gespannt werden. Weizmann, ein Mann in den besten Jahren, bestieg das hohe Turmseil als „Baugefangener“ mit Ketten an den Füßen vom Schaloch des Turmes aus, die Leute ermahnen, die Stränge fest anzuziehen. Als er in der Mitte des Seiles angekommen war, drängten sich französische Soldaten, die als Besatzung in Calbe in Garnison lagen, etwa 80 Mann, unter die Zuschauer, entrißen den Leuten die Seilstränge und setzten nun das Turmseil in schwankende Bewegung, so daß Weizmann hin und her taumelte und fast vom Seile gefallen wäre, was die Franzosen beabsichtigten. Aber es kam anders.

Weizmann hatte geladene Pistolen in seinem Gürtel stecken. Er feuerte auf die französischen Schergen, die ohne Waffen waren, aus der schaukelnden Höhe herab, sich an dem schaukelnden Seile mit der linken Hand festhaltend. Es gab Verwundungen unter den Franzosen. Ein fürchtbares Handgemenge entstand, das ganze Publikum stürmte auf die Störenfriede, die einen unschuldigen Künstler ums Leben bringen wollten, ein, und Weizmann, der inzwischen das Seil verlassen hatte und vom

Turme durch die Treppe im Innern unbehindert herabgestiegen war, schwang seine Balanzierstange wie eine Ulanenlanze und schlug gewaltig auf die Franzosenmänner ein. Die Franzosen mußten der Gewalt weichen. Weizmann befand sich an der Spitze der Verfolger, die er mit begeisterten Worten anfeuerte.

Die Franzosen wurden zur Stadt hinausgejagt und, wo noch welche im Quartier lagen, ebenfalls vertrieben. Sie wandten sich nach Gardelegen, über Klein-Engersen, Estedt und Berge. Aber der Seiltänzer Weizmann, auch als berühmter Schnelläufer bekannt, wählte den kürzeren Weg über Schenkenhorst, Lüffingen und Hemstedt. Er kam zwei Stunden früher in Gardelegen an als die Franzosen; er eilte sofort nach dem Rathause, fast zusammenbrechend und aus mehreren Wunden blutend. Der Bürgermeister Gericke ließ sofort die Tore der Stadt schließen (Gardelegen war damals noch durch Gräben und Wälle befestigt). Die französischen Soldaten konnten nun nicht in die Stadt hinein und marschierten hinten herum über Born und Vezlingen nach Neuhaldensleben.

Calbe war die lästige Besatzung, die der König von Westfalen, Hieronymus Napoleon, Bruder des Kaisers, angeordnet hatte, um die „Reinigung“ der Bürger zu brechen, durch den Mut des Seiltänzers losgeworden und Gardelegen war von den Eindringlingen befreit.

Die Stadt Gardelegen nahm Weizmann in das Hospital St. Spiritus auf. Hier hat er zwei Monate zur Heilung seiner Wunden zugebracht. Der König von Westfalen berichtete über den Vorfall in Calbe an seinen Bruder, den Kaiser. Der kossische Despot ordnete wunschraubend an: „Der Akrobat, der auf meine Soldaten geschossen hat, ist vor das Kriegsgericht zu stellen.“ Und so geschah es. Zwei Monate später wurde der Seiltänzer und Salzwedeler Bürger Jean Weizmann von französischen Soldaten in Gardelegen vom Turmseile heruntergeholt und gefesselt nach

der Zitadelle in Magdeburg abgeführt. Die Gardelegener mußten sich dies gefallen lassen, denn es war eine starke Besatzung in der Stadt.

Die Bürger von Calbe und Gardelegen baten Napoleon den Gefangenen aus der Festung in Magdeburg frei zu lassen, Weitzmann habe doch nur „in der Notwehr“ gehandelt, sonst hätten ihn die Franzosen vom Seile gestürzt. Der übermütige Korse diktierte: „Ich kenne keine Notwehr. Er hat auf meine Soldaten geschossen. Er muß wieder erschossen werden.“ — Es war August 1813 geworden. Die Schlachten bei Großbeeren, an der Katzbach und Dennewitz waren geschlagen, das Kriegsgericht in Magdeburg trat nicht zusammen und der Sieg bei Leipzig gab dem in der Zitadelle schmachtenden Weitzmann und so manchem anderen Getreuen die Freiheit wieder. 1814 kam Weitzmann wieder nach Calbe. Die Stadt bereitete ihm einen festlichen Empfang und schmückte das Turmseil mit Blumen. Eine große Menge Zuschauer von nah und fern hatte sich eingefunden, so daß er eine Einnahme von 70 Talern hatte. 1817 verlieh ihm König Friedrich Wilhelm III. die Kriegsgedenkmünze für Nichtkombattanten am weißen Bande und die Veteranen-Beihilfe.

Sein Sohn kam später, etwa Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nach Calbe und zeigte seine Künste auf dem Schwungseile, das von dem Hause des Gerichtsjekretärs Bernede nach dem Hause des Brauereibesizers Kummert gespannt war. Er beklagte sich über die geringe Einnahme von sieben Talern. Auf dem Hofe des Gastwirts Wegert wurde zum Schluß ein Luftballon hochgelassen mit den Worten Weitzmanns: „Jetzt kommt die Hauptsache, meine Herrschaften, den Ballon so allmählich füllen und steigen zu sehen, wie er sich so allmählich in die Luft erheben tut, Kopf für Kopf zwei Groschen, wer keinen (Kopf) hat, kommt umsonst rauf!“ — Schallendes Gelächter folgte. Der Ballon kam nur über das Dach des Wegert'schen Hauses, dann ging er in Flammen auf.

Die mit Spiritus getränkte Watte hatte Feuer gefangen und die Hülle aus Seidenpapier in Brand gesetzt. Die Funken fielen auf die Straße, haben aber weiter keinen Schaden angerichtet. Später wurde das Steigenlassen von Luftballons bei Schaustellungen polizeilich verboten. Der Seiltänzer ahnte wohl damals nicht, welchen *Auffschwung* die *Luftschiffahrt* heute gefunden hat.

Katharina Stottmeister.

Als die Zeit der großen Erhebung Preußens kam, das Franzosenjoch vor hundert Jahren abzuschütteln, war eine allgemeine Erbitterung und großer Haß gegen die Unterdrücker, auch in der Altmark, entbrannt. Sieben volle Jahre haben nun die Franzosen im Lande gehaust, insbesondere hatten die Ortschaften, die an der Heerstraße lagen, von der ständigen Einquartierung zu leiden.

So war es auch in Cheinitz, einem kleinen Dorfe im Kreise Salzwedel. Noch war die herrliche Chaussee, die Magdeburg-Lüneburger Kunststraße, über Gardelegen und Salzwedel nicht gebaut, trotzdem war viel Verkehr auf der Heerstraße. Ein friedliches Bauerngehöft war verwüstet. Der Besitzer Friedrich Stottmeister und Frau waren gestorben aus Kummer und Gram über den gänzlichen Verfall ihrer blühenden Wirtschaft, die zu einer kleinen Grundstückerstelle zusammengeschrumpft war. Der einzige Sohn Wilhelm war im Kriege gefallen und die einzige Tochter Katharina führte das Anwesen mit einem alten Tagelöhner weiter. Oft brach eine allgemeine Heße gegen die Franzosen aus. Die Bewohner mißhandelten die Feinde und trieben sie aus den Dörfern, wenn sie die Uebermacht hatten.

Es war im Jahre 1812, als wieder ein Aufstand ausgebrochen war. Katharina Stottmeister ging nach dem Alder, da hörte sie laute Klagerufe,

aus dem hohen Kornfelde kommend. Ein verwundeter Franzose lag hilflos darin. Das Mädchen gab ihm einen Labetrunk und verband die Wunden, so gut sie konnte. In der Nacht kam sie wieder, holte den armen Feind und versteckte ihn sechs Wochen lang auf dem Hausboden und hat ihn in aufopfernder Treue gepflegt. Keiner hat davon gewußt, daß ein Franzose hier verborgen war. Da brach wieder ein Aufstand aus. Der Verwundete war geheilt und konnte nun fliehen. In der Nacht wurde die Flucht ausgeführt. Katharina begleitete ihn.

„An den reizenden Ufern der Garonne in meinem schönen Frankreich, da leben meine Eltern; ich komme wieder, Katharina, und führe dich als mein treues Weib heim“.

Dann nahmen sie Abschied von einander. Lange hat das brave Mädchen gewartet. Er kam nicht wieder. Sie sah in dem armen Verwundeten damals einen hilfsbedürftigen Menschen, der mit dem Tode rang, obgleich er ihr Feind war. — Nur noch wenige Jahre hat sie gelebt. Auf derselben Stelle, wo sie sich trennten, fand man sie eines Morgens tot auf. — Ein junger Bauer hatte ihr die Hand angetragen, sie wies sie zurück.

„Mein Herz gehört dem Feinde, ich kann nicht, Wilhelm!“, sagte sie, „er kommt wieder und holt mich!“ Der brave junge Schulze hatte öfter nach Frankreich geschrieben. „Katharina“, sagte er, „ich habe nie eine Antwort erhalten. Entweder ist Dir Dein Geliebter untreu geworden, oder er ist elendiglich umgekommen“. Sie hatte immer nur die Worte: „Nein, er kommt wieder“. — Er kam nie wieder. — „Der Gram der Liebe hatte sie getödtet!“ Diese Worte schrieb der junge, brave Bauersmann auf ihr Grabkreuz.

V.

Sagen, Sitten
und Gebräuche.



Der Johannistag in der Altmark.

Der Johannistag, 24. Juni, ist für die altmärkischen Landleute stellenweise ein halber Festtag. Es wird nur bis Mittag gearbeitet. An diesem Tage müssen die Ackerpächte und Zinsen bezahlt werden.

Als die Krone der Schöpfung wird die „Johanniskrone“ als Sinnbild angefertigt aus den schönsten Blumen aus Feld und Garten und dem frischesten Grün, und an den Decken der Wohnstuben aufgehängt. Bei Eintritt der Dunkelheit werden auf den Anhöhen mächtige Holzstöße in Brand gesetzt und weithin leuchtet das Feuer, — das „Johannisfeuer“.

Am Tage ziehen die jungen Burschen und Mädchen, mit Blumen reich geschmückt, umher und singen: „Johann, Johann, bräng uns w a t, bräng uns doch dat N a t t! — Dat Natt ist doch so nödig, sunst woarn wie alle lödig (krank).“

Wenn es am Johannestage regnet, was meistens der Fall ist, dann sagt das alte Sprichwort: „Johannes läßt das Taufen nicht!“

Noch muß ich des Salzwebler Schützenfestes gedenken, welches am Johannistage mit dem Auszuge und der Parade der großen Schützengilde ihren Anfang nimmt. Dieses großartige Schützenfest, wohl das hervorragendste in der Altmark, hat sich immer mehr zu einem Volksfeste herangebildet. Alt und jung ist auf den Beinen, von Nah und Fern kommen die Gäste. Die Eltern mit ihren Kindern, um den Aufmarsch

mit anzusehen und sich auf dem Schützenplatz mit Karussellfahren und „Würfeln“ usw. zu vergnügen.

Auch der bekannte Salzwebler „Schäferreittag“ darf nicht vergessen werden. Das ist der Tag, an welchem die Schüler des Gymnasiums in früher Morgenstunde mit Musik nach der „Warte“, einem herrlichen Laubwalde, ausziehen und sich mit ihren Lehrern und Angehörigen in Gott's freier Natur ergehen. Erst spät erfolgt die Heimkehr.

Im Hansjochen Winkel singen die Kinder am Johannistage:

„Sunn' schient upp'n natten Busch,

Giwot bald werrer'n Busch! —

Sunn' (Sonne) schient upp't natte Blatt,

Giwot bald werrer wat!“ —

Martini in der Altmark.

Auf dem Lande steht der Martinstag (10. November) noch heute vielfach in hohen Ehren, und wo im Laufe der Jahre die Feier zurückgetreten ist, gilt der Tag doch noch als Zeitpunkt für die Abtragung gewisser Pflichten und Dienstleistungen. Mit Martini endet das Ackerbaujahr. Dann sind die Pachtzinsen fällig, und es beginnt das neue Pachtjahr. Es ist dies auch ganz naturgemäß. Nachdem die Ernte eingebracht, der Gelderlös gewonnen, kann am bequemsten der Pachtschilling bezahlt werden. Auch ist es noch vielfach üblich, zu Martini die Dienstboten zu mieten. Johannis, Michaelis, Martini sind meist diese Termine für allerlei Geschäftsangelegenheiten, die sich aus alter Ueberlieferung bis heute erhalten haben. In ihre Nähe fallen auch, wie bekannt, gut besuchte Märkte, so in Salzwebel der Dionysius-Markt, die bei den jungen Leuten als Feiertag gelten; das Gefinde läßt sich beim Vermieten diesen Tag freigeben.

Das bis vor dreißig Jahren üblich gewesene lustige Martinsingen kommt heute nur noch vereinzelt vor. Früher in mehr patriarchalisch gemüthlichen Zeiten, wo die Leute einander näher standen, wurde ein gewisses Recht der jungen Leute und der Jugend gern anerkannt, sich am Vorabend vor Martini allerlei Spenden zu sichern. Als aber hierbei die lachende Harmlosigkeit in Uebermut und indirekte Belästigung ausartete, wurde die Sitte des Martinsingens von der Polizei unterdrückt. So ist der Martini-Mummenschanz — denn die Maskerade spielte für die Jugend eine Hauptrolle — ganz verschwunden. Unser Volk findet eben an solchen harmlosen Vergnügen keine Befriedigung mehr, und vielen erscheinen diese einstigen Erheiterungen unserer Väter und Großväter sogar kleinlich und überwunden. Wie lange wird es dauern — und die durch Ueberlieferung geheiligten Sitten und Bräuche unserer Altvordern fristen nur noch ein Scheinleben in Büchern und in der Erinnerung.

Das Martinslied, das die Kinder in Arendsee noch singen, lautet:

Martin, Märten Döägellen,
Met dien vöägolden Flöägellen,
Fleeg hoch döäwer mi,
Morgen is dat Märti.
Märten was'n goden Mann,
Sei geew uns altohopen wat,
Papier und Posamenten,
Hier stohn de jung'n Studenten,
Schapri, Schapre, ditschen, ditschen dallala.

In Bismark und in Salze wird gesungen:

Loat't uns nich so lang' stoahn,
Wäi woll'n hüt noch wirer goahn,
Bet vör't Noahwers Döär;

Noahwers Döär is nich wiet,
Appel und Bern sind alle riep,
Stäken wäi all in't Toafelkiep.

In Osterburg:

Fleeg hoch döäwer Wiem (Hühnerboden)
Morgen is dat Märten;
Märten was'n goden Mann,
Gaw uns altohopen wat,
Papier und Posamenten.
Hier stoahn poar jung'n Studenten,
Gäw't uns wat und loat't uns goahn,
Bet vöär't Noahwers Döär,
Doa giwt et Appel und Bärn,
Nöät smeden oof all got,
Stäken wäi uns up'n Fingerhot.

In Salzwedel:

Morgen is dat Märten,
Dänn slachten wäi'n fett Swien,
Dänn koam de twölf Apöstelkens
Un moak'n uns frische Wöstellkens,
Dänn kümmt de grote Goliath
Un sticht sei all in sinen Sack,
Dänn kümmt de kleene David
Un sticht sei all in sine Kiep.
Marie, Marie, moak oapen de Döär,
Doa stoahn poar arme Schöler vöär,
Gäw't sei wat un loat't uns goahn,
Dat wäi hüt noch wirrer koam'n

Bei vöär Noahwers Döär,
 Do krieg'n wäi Neppel un Bärn,
 Nöät smeden oof all got,
 Smit'n sei mäi in'n Strohhot,
 Märtin, Märtin Billerblatt,
 Gäw't all de Rinner wat,
 Mäi oof wat, Noahwers Rinner oof wat.

Zum Dank für die Gaben wurde gesungen:

„Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
 Auf allen vier Ecken'n gebratenen Fisch
 Und drinnen ein Gläschen Wein,
 Das soll dem Herrn sein Schlastrunk sein. —“

Vor allem spielt aber zu Martini die Gans ihre Rolle; sie ist dann am fettesten. Gilden und Gesellschaften in der Altmark feierten ehemals mit Schmaus und Trank das Martinifest, wobei die Gans nicht fehlte. Auch buk man zu Martini ein Gebäck wie eine Gabel gespaltet, „Martinihörner“ genannt. In Bezug auf das Wetter ist der Martinitag für den Landmann von prophetischer Bedeutung: Ist Martini Sonnenschein, so tritt ein kalter Winter ein. — Martini trocken und kalt, die Kälte nicht lang' anhält. — Sind Wolken am Martinitag, der Winter unbeständig werden mag. — Zu Martin kommt der Winter auf einem Schimmel geritten. Am Martinitag muß der Bauer Weizen säen, dann erntet er reichlich. Die Martinsgans muß selbst noch im Tode eine Wetterprognose stellen, denn: „Ist's Brustbein der Martingans braun, wirft strenge Kälte Du schaum; ist aber das Brustbein hell, gibt's Schnee auf alle Fäll.“ —

Mit dem Martinstage fand früher die Reihe der kirchlich vollstimmlichen Feste ihren Abschluß. Advent und Weihnachten bildeten dann die ersten Feiertage des neuen Kirchenjahres. Während die katholische Kirche das

Martinsfest am 11. November begeht, bildet für die protestantische Bevölkerung der 10. November ein Martinsfest von unvergeßlicher Bedeutung. Wurde doch an jenem Tage Dr. Martin Luther, der große Reformator und kühne Gottesstreiter, geboren, dem das Volk später zujubelte: „Herr Martin kommt, der brave Mann, zünd't hunderttausend Lichter an“. —

Neujahrsingen.

In Calbe a. d. Milde fand früher das „Neujahrsingen“ statt. Vielleicht besteht es jetzt noch. Der Rektor der 1. Knabenklasse ging am 3. Weihnachtsfeiertage mit acht seiner besten Schüler (Sänger) von Haus zu Haus und stimmte Lieder aus dem „Singvögelein“ und aus dem Buche „Preußenlieder“ an. Patriotische Weisen, Fest- und Frühlingslieder wechselten miteinander ab. Bei dem Oberprediger wurde um 8 Uhr morgens angefangen mit dem Choral „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“. Er gab stets einen Taler. Dann ging es weiter durch den nördlichen Teil der Stadt. Am nächsten Tage wurde dann im südlichen Teile weiter gesungen. Die reichen Bürger gaben 8 gute Groschen, andere 4 gute Groschen und 2 Groschen, die Armen 1 Groschen. Es gehörte dies zu der Einnahme des „Rektors“ (Accidentien). Er wollte das Neujahrsingen gern abschaffen, aber die Behörde sagte immer: „Es geht nicht. Er mag sich das ersingen.“ Und so blieb es. Jetzt ist es wohl abgelöst. Für die Jungen galt es als große Ehre zu Neujahr mitzusingen. 8 Groschen gab der Rektor jedem, ob der Junge reich oder arm war. Jeder mußte es nehmen. Der Gesang war nur einstimmig. Der Rektor sekundierte im tiefen Bass. Er trug einen alten Zylinder und abgetragenen schwarzen Ueberzieher mit breitem Samtkragen. Die „Honoratioren“ spendierten ihm ein Gläschen „Warmes“, Punsch oder Glühwein. Daß

dann seine Stimme manchmal versagte usw., ist einleuchtend. Die kleinen Säger wurden mit Honigkuchen, Äpfeln, Nüssen und Zuckerwerk bedacht. Einige der Säger gingen dann in die benachbarten Dörfer und setzten den Gesang fort. Die Bauern gaben dann den Neujahrsängern gern gebackene Pfäunen, Bratschen, Birnen, Äpfel und Nüsse u. dgl.

Pfingstsitten und Gebräuche in der Altmark.

„Schmückt das Fest mit Maïen!“ Dieser Wunsch wird bei uns gern erfüllt. Es gibt wohl kein Haus und kein Wohngemach, welches an dem lieblichen Frühlings- und Blumenfeste nicht mit dem jungen Grün der Liebe geschmückt wäre! „Pfingstmaïen“ findet man überall, an den Haustüren, an den Scheunen, an den Viehställen und auf den Straßen der Dörfer, oft ganze Alleen. Es ist ein Bild des Frühlings, „Pfingstblumen“, frisch gepflückt; im Garten Tulpen, Narzissen, Levkojen, vor allem blühender Flieder, Goldlack usw. zieren die Wohnstuben, gleich den großen, gelben Blumen zu Ostern, fogen. Osterblumen. „Pfingstregen oder Maïregen“ bedeutet Segen! — Die Kinder gehen ohne Kopfbedeckung gern im „Maïregen“, um schnell zu wachsen, denn solche Wunderkraft besitzt dieser Regen. Die Jugend ist zu Pfingsten völlig ausgelassen. Während zu Ostern Wettläufe ausgeführt werden, führen die Kinder Wettsprünge auf. Daher der Altmärker Reim: „Ostern! loopen de Jungns as de Schoostern, Pingsten! spring'n de Jung'ns as de Singsten!“

Der Ruckuck, der Pfingstvogel genannt, weil er spätestens zu Pfingsten seinen Ruf ertönen läßt, gilt als Prophet für langes oder kurzes Leben.

Wer ihn Pfingsten zuerst rufen hört, zählt sorgfältig seinen Ruf „Ruckuck“. Jeder Ruf bedeutet ein weiteres Jahr des Lebens. Daher das Lied:

„Ich will doch einmal seh'n zum Spaß
Wie lang ich leben soll,
Der Ruckuck schrie wohl fünfzig Mal
Und aber, aber fünfzig Mal
Ruckuck, Ruckuck, Ruckuck!“

Die Kinder singen zu Pfingsten:

„Ruckuck im Säb'n!
Wie lang' soll ich läbn?“

Eine Freude ist es, wenn er recht oft ruft, aber wehe, wenn er nur ein- oder zweimal sich hören läßt, dann lebt das Kind nur noch ein' oder zwei Jahre u. w. Wohl gemerkt, der Ruf muß hintereinander fort ertönen, Pausen gelten nicht. Häufig hört man auch die Rede, wenn jemand krank ist: „Dee hört anner Joahr 'n Ruckuck nich mehr schriean!“

Kinder, die im Mai zu Pfingsten geboren sind, werden Maïkagen genannt; von ihnen heißt es, sie haben ein ganz besonderes Glück. „Er ist so jung wie ein Märzhase oder Pfingstkage, um das jugendliche Alter zu bezeichnen. Um die Kürze der Zeit anzugeben, sagt der Altmärker: „Nu, dat is nich wierer, as von Ostern bett Uhlpingsten.“

Tänze und Reigen werden auf den Wiesen aufgeführt, Freude herrscht überall! — Schützen- und Kinderfeste finden in den meisten Ortschaften statt.

Als erstes Pfingstgemüse kommen „Maïröb'n“, Pfingströb'n, auf den Tisch. Sie haben zwar einen bitteren Geschmack, werden aber — mit Hammelfleisch zubereitet — gern gegessen.

Noch des „Pfingstochsens“ — „Pingstoß“ sagt der Altmärker — muß ich gedenken. Wenn in den kleinen Städtchen eine Kuh geschlachtet wird, so wird sie von den Fleischern durch die Stadt geführt. Zwei

Meister teilen sich das Fleisch. Für einen dauert der Verkauf zu lange. Zwei Gesellen fassen das Kind an die Hörner und führen es durch die Stadt, damit jeder sieht, ob die Kuh fett oder mager, alt oder jung ist. Die Meister gehen hinterher und knallen mit der Peitsche, dazu die großen Schlächterhunde, aus vollem Halse bellend. Wird das Gelläuf zu laut, dann bekommt der Hund einen Jagdhieb, mit der Peitsche, dann das Geheul! Es gibt einen Höllenlärm. Die Bewohner eilen an die Fenster und vor die Haustüren und fragen: „Wat is denn loos?“ Antwort: „Wat nich anbun'n is. Wat joa man bloot een oll Kooh rümleht. Dat is joa Nijmanns oder Möllers aoll moager Kooh. Dat hat Moy und Wolsf — die Fleischer — tum Blachten antosst, dat Fleisch wat nich joahr! —“

Ich weiß nicht, ob die alte Sitte oder vielmehr veralteter Junstgebrauch noch besteht, denn die Kuh wird halb zu Tode geheyt, rückt auch manchmal aus.

Zu Pfingsten werden nur Ochsen geschlachtet; es wird ihnen eine „Krone“ aus frischem Grün und Blumen auf die Hörner gesetzt, der Schwanz wird mit Blumen, überhaupt der ganze Ochse mit frischem Grün geschmückt und durch die Stadt — vor dem Schlachten — geführt. Daher die altmärkische Redeweise, wenn sich jemand mit bunten Sachen schmückt. „Hee süht so bunt uht, as een Pingstoß!“

So sei uns denn willkommen, du liebliches Pfingsten- und Blumenfest! Sende Freude und Frieden in alle Herzen! Ich schliesse mit dem alten märkischen Wahlspruch:

„Nachtigallschlag und Fliederduft
Lerchengesang in hoher Luft
Ja, es ist Pfingsten, es ist Mai —
Heiliger Geist, die Welt ist frei!“

Von Weihnachten bis Dreikönigstag

(6. Januar) dauern die heiligen Nächte“. Während dieser Zeit darf nach alter Volksmeinung nicht gewaschen werden. Wer es tut, bekommt Rheumatismus in den Händen. Auch dürfen keine Hülsenfrüchte gegessen werden. Wer sie isst, hat an Geschwüren zu leiden. Diese Sitte wird in der Altmark noch innegehalten. In Calbe a. d. Milde läutet es in den Wintermonaten des Abends um 8 Uhr, während der „heiligen Nächte“ aber nicht, und zwar aus folgendem Grunde: Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wollte einmal der Küster am Weihnachts-Heiligabend läuten. Die Glode aber versagte, auch sah er lauter „weiße Hände“ am Glockenstrang. Er meldete das dem Superintendenten, damals Inspektor genannt: „Herr Inspektor“ sagte er „Id kann hütth Dabnd nich lähn (läuten) denn an't Strick sünt luter witt Händ'n, de holl'n Strick upp. De Glocke klappt un will nich lähn“. Dann läuten Sie nicht“, ordnete der Inspektor an. „Versuchen Sie es alle Abend. So lange sie die weißen Hände sehen, wird nicht geläutet.“ Bis „Heilig Dreikönig“ sah der Küster die weißen Hände. Daher verstummt das Abendläuten während der Zeit von Weihnachten bis „Heilige Dreikönige“.

Vorweihnachten in der Altmark.

Das Spätjahr ist eingekehrt mit seinem trüben Nebel, der niedrdrückenden Luft, Sturm und Regen und den kurzen Tagen. Die letzten Blätter sind gefallen und nur die vereinzeltten Bäume, die sich im Oktober noch einmal mit frischem Laub schmückten, auch sogar Blätter hervorbrachten (Klöber Forst) haben nur noch einen graugrünen Schimmer behalten. Bußtag und Totenfest sind vorbei und mit ernstem Blick hat man auf

das verfllossene Jahr mit all seinen Erinnerungstagen zurückgeschaut. Aber nun ist es wieder Advent und mit einem Fusse stehen wir in der frohen Weihnachtszeit.

In der Altmark regen sich viele fleißige Hände, namentlich sind es die Handwerker, die von früh morgens bis in die sinkende Nacht arbeiten. Weihnachtsbäume, aus den Lepfinger und Klöber Wäldern, werden durch fliegende Händler zum Verkauf angeboten und von den Eltern gekauft, wenn die Kinder in der Schule sind. Die Bäume werden dann in den Kellern oder auf den Hausböden bis zum heiligen Abend versteckt gehalten und dann angeputzt. Des Abends ging früher der „Nischerl“ umher und fragte die unartigen Kinder, ob sie auch beten könnten, konnten sie es, dann wurden sie mit Räscheren beschenkt. Doch wehe, wenn sie kein Weihnachtsgedicht auffagen konnten, sie wurden dann in den mit Asche beschmutzten Sack gesteckt und auf die Straße getragen. Dieser Brauch hat sich im Drömling, im Hansjochenwinkel und im Talbeschen Werder zum Teil noch erhalten. Junge Burschen gehen als „Nischerl“ namentlich in der Weihnachtsnacht umher.

Am heiligen Abend werden die Kinder früh zu Bett gebracht, denn am Weihnachtsmorgen um fünf, wenn die Glocken das Fest einläuten, war die Bescherung. Da gab es denn für die Kleinen vor Erwartung und Freude wenig Schlaf. Jetzt werden wohl durchgängig am Abend vor dem Fest die Bäume angezündet und die Weihnachtsgeschenke verteilt. In manchen Gegenden der Altmark ist es heute noch vielfach Sitte, Zweige von Kirsch-Weichsel und anderen Bäumen abzuschneiden und sie im Wassergefäß an den Ofen zu stellen. Durch die Ofenwärme entfalten sich dann die Zweige zur Blüte. Diese Sitte stammt daher, als man den lichterstrahlenden Tannenbaum noch nicht kannte, der im vorigen Jahrhundert erst allgemeine Verbreitung gefunden hat.

Noch möchte ich eines Umstandes gedenken: Die Weihnachtsbäume wurden ehemals vielfach mit bunten Papierstreifen geschmückt, woran unten Zuckerwerk, Nüsse u. dergl. angehängelt wurden. Die Walnüsse wurden vorher „vergoldet oder versilbert.“ Sie wurden mit Gold- oder Silberschaum überzogen. Lichte kannte man nur als „Wachslichte“. Sie wurden um die Tannenzweige gewunden. Manche durch Siegellack an den Papierstreifen befestigte Ruß fiel wieder ab, die dann von den Kindern aufgenommen und gegessen wurde. Die Errungenschaften der Neuzeit haben auch hierin in der Altmark Wandel geschaffen. Man findet durch Gas- oder elektrisches Licht erleuchtete Weihnachtsbäume vor.

Der Altmärker in der Walpurgisnacht.

Die Walpurgisnacht, d. i. die Nacht vom 30. April bis 1. Mai, spielt in der altmärkischen Sagenwelt eine hervorragende Rolle. Dann reiten die Hexen auf einem Besenstiel nach dem Bloßberge, so wird der „Brocken“ genannt. Doch wehe dem Viehstalle, wenn er nicht mit einem + versehen ist. Krankheiten und Seuchen befallen das Vieh. Vor dem Kreuz aber weichen die Hexen. Die Bauern malen ein + an die Türen der Viehställe und wenn es auch nur für diesen Tag mit Kreide geschieht. Die Jugend treibt am Abend bis gegen Mitternacht allerlei Unfug. Man verkleidet sich als Hexe, indem man ein weißes Hemd überwirft, einen alten Zylinderhut aufsetzt und einen Besenstiel zwischen die Beine nimmt, was das Reitpferd darstellen soll. Das Beschnüren der Häuser spielt dabei eine große Rolle.

Am 1. Mai, allgemein „Maitag“ genannt, wird in der Regel das Vieh auf die Weide getrieben. Das ist ein Festtag für die Altmärker! Die Kinder machen sich „Fopen, Flöten und Schallmeien“ aus Weidenbast, machen einen Höllenlärm und singen dabei eintönig:

„Pfarer, Pfarer Basjoan!
 Loat de Koh int Gras joahn,
 Loats wiet wegjoahn,
 Loats bald werrer foam!
 Zappen, zappen Zünn,
 Wo sind de bunte Hünn,
 Zappen Zöehn
 Wo sint de bunte Hdahn!“

Die Mägde singen auf den Weiden bei dem Melken der Kühe:

„Stripp strall strull,
 Ist' Emmer bald vull?“

In manchem Jahre ist der Graswuchs fast durchgängig in der Altmark besonders üppig. Die Kühe finden reichliche Nahrung, und Freude im schönen Wonnemonat herrscht überall! — Das altmärkische Volks- und Frühlingslied lautet:

„O, der schöne Maienmond, Wenn in Thal und Höhen Blütenbäume wehen Und im Nest der Vogel wohnt, O, der schöne Maienmond! — O, wie prangt die schöne Welt? Bräunlich sproßt die Eiche Am umgrüntem Teiche, Graulich (grau) wogt das Roggenfeld, O, wie prangt die schöne Welt! —	O, wie jauchzt der Freudenklang! Mann und Reh im Grünen, Nachtigall und Bienen, Flönton und Maiengesang — O, wie jauchzt der Freudenklang! O, wie frisch die Morgenluft? Blumen, Laub und Kräuter, Blank von Tau und heiter, Trinken Sonn' und atmen Duft — O, wie frisch die Morgenluft! —
--	--

VI.

Verschiedenes.



Große Bauerngüter.

Daß es in der Altmark große Bauerngüter gibt, dürfte wohl wenig bekannt sein. Namentlich in denjenigen Dörfern, in denen sich früher Rittergüter befunden haben, besitzen die Bauern viel Land. Während der Zwischenregierung Napoleons 1806 bis 1813 war die Altmark dem Königreiche Westfalen, König Jérôme Bonaparte, dem Bruder des Kaisers angegliedert. Die Rittergüter konnten sich größtenteils durch die Not der Zeit nicht halten, sie wurden parzelliert und die Bauern waren die Käufer. So waren früher in Porph bei Bismark sogar 3 Rittergüter, die in die Hände der Bauern durch Kauf übergingen. Fast in jedem Dorfe war ein Rittergut. Manches ging zu Grunde. Allerdings ist durch den Erwerb der Rittergüter seitens der Bauern Reichtum ins Land gekommen. Der größte Bauernhof Preußens, wenn nicht Deutschlands, befindet sich in der Provinz Hannover, im Kreise Celle. Es ist der Heidehof Weyhausen. Er umfaßt jetzt 7000 Morgen Land, vor einigen Jahren 5000. Der Besitzer könnte sich längst „Gutsbesitzer“ nennen, aber er will Bauer bleiben, was seine Alvordern auch waren.

Altmärkische Dorfsauen.

Die lieblichen Dorfsauen in der Altmark sind Ueberreste aus alter Zeit. Gleich den Pfarr- und Rusterländereien und den Schulzäckern, die stets den fruchtbarsten Boden haben, sind sie von der Separation verschont geblieben und bilden ein Gesamtgut der Dorfgemeinden. Sie

dienen der Allgemeinheit häufig als Gänseweide, auch das Jungvieh, Fohlen und Kälber tummelt sich auf ihnen. Es ist erfreulich zu beobachten, wie jetzt die Dorfgemeinden miteinander wetteifern, ihre mit alten Bäumen beschatteten Dorfsauen auszuschnücken und zu verschönern. Vielfach machten früher die Dorfsauen einen wenig schönen Eindruck. Landräte, Amtsvorsteher, Schulzen und die gesamte Kreisverwaltung haben Interesse daran, das Ansehen der Dörfer zu verschönern.

In Anbetracht dessen haben viele Gemeinden den Ankauf oder die kommunalpolitische Einverleibung der Auen beschlossen, namentlich in denjenigen Ortschaften, wo sie noch nicht in den Besitz der Gemeinden gelangt sind, z. B. da, wo Rittergüter, Forstfiskus usw. noch die Besitzer sind. Sie sind denn auch für einen mäßigen Preis zu haben, den des guten Zweckes wegen die Regierung festsetzt.

Grün und fruchtbar sind die Dorfsauen in der Altmark. — Wenn auch zuweilen die frischen Wasserbäche fehlen, so ist doch Ersatz durch den Dorsteich, durch Brunnen oder durch Gräben vorhanden, wo das Weidewieh seinen Durst löschen kann.

Eine große Anzahl von Dörfern endet auf Au, und alle haben prächtige Dorfsauen; jedenfalls steht der Name damit in Verbindung. Einige haben die „Aue“ in der ersten Silbe z. B. Audorf, Aulojen. Einige Ortschaften mit besonders schönen Dorfsauen führe ich an: Al- und Gr.-Bischau, Poppan, Bandau, Kleinau, Bruchau, Schwiesau, Schernikau, Dessau, Kerkau, Mechau, Hagenau, Gladigau, Forsthaus, Panjan, Zichtau, (die Perle der Altmark) Zierau, Wienau, Dolschau, Bruchau, Fleßau, Düseda, Drüseda, Zedau, Gr.- und Al.-Rossau, Schmerlau, Zießau, Niebau, (in Niebau geiß't kalub, kalub, de ganze Woch' de Tüffelupp') so heißt es dort, weil viel Kartoffelbau —, Sienau, Berkau, Dobberkau, Grassau, Kremkau, Rochau, Belsau, Jarchau, Bittkau, Dalchau.

Erinnerung an die Kaiserin und an den Kaiser Friedrich III.

Im Februar 1858 führte der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen seine Braut, Viktoria, Prinzess royal von England als Kronprinzessin in das preussische Königshaus.

Das Kronprinzen-Paar machte Reisen in Preußen, um Land und Leute kennen zu lernen, nicht mit der Eisenbahn, sondern in eigenen Hofequipagen von Berlin aus. 1858 wurde die Provinz Brandenburg, 1859 Pommern, 1860 Westpreußen und Ostpreußen und 1861 die Provinz Sachsen besucht.

So kam denn der Kronprinz und die Kronprinzessin auch nach dem Städtchen Calbe a. d. Milde in der Altmark anfangs Juni 1861. Die Fahrt ging von Berlin aus in drei Wagen mit Bedienung über Wittenberge, hier über die Elbbrücke, Seehausen, Osterburg, Bismark, Calbe nach Salzwedel. Die Städte und Dörfer hatten sich zum Empfang des Kronprinzen-Paares festlich geschmückt, besonders aber die Stadt Calbe. Ehrenporten waren gebaut, Girlanden über die Straßen gezogen, ganze Alleen von jungen Birken zierten die Wege, die Häuser waren mit Kränzen und Blumen übersät. Vor dem Rathause hatten sich die Schützengilde und viele Bewohner eingefunden. Hier wurde das Paar von dem Bürgermeister begrüßt. Der Kronprinz stieg aus dem Wagen. Die hohe jugendliche Gestalt in der Uniform seines schlesischen Dragonerregiments (hellblau mit gelb) bleibt mir unvergesslich. Er schüttelte dem Bürgermeister die Hand und sagte freundlich: „Wir haben schon viele Städte und Dörfer gesehen, aber die Stadt Calbe glänzt wie ein Schmuckkästchen“. Namentlich hat die wiesen- und weidereichere Gegend meine Gemahlin, die Kronprinzessin, interessiert und an die englische Heimat erinnert. Entbieten sie der Bürgerschaft unsern Dank!

und Gruß.“ Eine ärmlich, aber reinlich gekleidete Frau mit einem Kinde auf dem Arm drängte sich durch die Leute. Sie wurde zurückgehalten. Das Kind weinte laut. Die Kronprinzessin bemerkte dies, sie stieg aus dem Wagen, ich sehe sie heute noch in vollendeter Jugendschönheit im weißen Kleide, eilte auf die Frau zu, beruhigte das weinende Kind, schenkte ihm einen Blumenstrauch und Tüte mit Zuckerwerk. Stille herrschte bei diesem Anblick. Vielen traten die Tränen in die Augen. Noch am Abend wurde der armen Witwe ein kronprinzliches Geschenk zuteil. Unter dem Jubel der Bevölkerung verließ das Kronprinzenpaar die Stadt, nachdem sie vorher noch sämtliche Straßen, im offenen Wagen fahrend, besichtigt hatten.

Es ging nun weiter nach Tylsen bei Salzwedel, zum Kammerherrn v. d. Kneesebeck-Milendorf, dem Jugendgenossen des Kronprinzen. Unweit eines Dorfes von Salzwedel stand die Schuljugend, die Equipagen erwartend. Der Kronprinz ließ halten, stieg aus dem Wagen und fragte die Kleinen: „Na Kinder, worauf wartet ihr denn hier?“ Diese, nichts ahnend, wer der Frager sei, antworteten: „Wi töwen (warten) upp unse'n Pastor.“ — Da kam denn auch der Pastor eilend herbei. Auf seinen Wink brachen die Kinder jubelnd in den Ruf aus: „Es lebe der Kronprinz! Es lebe die Kronprinzessin! — Der ehrwürdige Pfarrer dachte wohl eine Mahnung wegen seines Zuspätkommens zu erhalten, denn etwas verlegen näherte er sich dem Kronprinzen. Dieser schritt freundlich lächelnd auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sagte: „Herr Pfarrer! Sie haben aber ihre Jungen gut einexerziert. Nehmen sie unsern Dank.“

Am nächsten Tage wurde der Pfarrer zum Diner nach Tylsen eingeladen. In Salzwedel war die Aufnahme des kronprinzlichen Paares besonders schön. Namentlich erregte die Burg Salzwedel, das Rathaus und die alten Kirchen ihr reges Interesse.

Auf allen Reisen gewann das kronprinzliche Paar durch sein leutseliges, wohlwollendes Wesen, sich die Liebe und Zuneigung aller Landesfinder, namentlich der altmärkischen.

Der alte Fritz in der Altmark.

I.

Friedrich der Große residierte auf der Burg Tangermünde und saß mit seinen Altmärker Offizieren zu Tisch. Unten an der Tafel saß der alte tapfere Leutnant Wendeborn, aus einer alten, angesehenen Gardelegener Familie stammend. Er hatte aber das Unglück, daß er bei den Beförderungen immer übergangen wurde. Von ihm hieß es, daß er schon dichten könne. Dies hörte Friedrich und sagte: „Na, Wendeborn, declamiere Er uns doch eins von seinen Gedichten.“ Der Leutnant erhob sich und sprach mit erhobener Stimme: „Gott sprach in seinem Zorn zum Leutnant Wendeborn: „Du sollst auf dieser Erden nichts mehr als Leutnant werden.“ Allgemeines Murren an der Tafelrunde. Der alte Fritz aber rief: „Er ist Hauptmann!“ Wendeborn fortsetzend: „Sein Zorn hat sich gewandt, Hauptmann ward er genannt.“ Friedrich: „Kann er nicht noch mehr dichten?“ Wendeborn: „Hätt' ich auch Equipage, hätt' ich noch mehr Courage!“ Fritz: „Na, Wendeborn, die soll Er auch noch haben, nun höre Er aber auf zu dichten.“ Darauf allgemeine Beglückwünschung.

So mußte der König seine alten Soldaten zu belohnen. Der tapfere Hauptmann Wendeborn hat es später noch bis zum „Obristen“ gebracht. Auf dem Friedhof in Gardelegen soll er seine letzte Ruhestätte gefunden haben.

II.

Als der König ein altmärkisches Regiment besichtigte, fragte er einen Soldaten, wie lange er diene: „Beertein Joahr, Majestät!“ war die Antwort. Der König: „Ja, wie alt ist Er denn?“ — „Zwintig Joahr Majestät!“ — „Dann kann Er aber doch unmöglich vierzehn Jahre gedient haben?“ — „Doch, Majestät! Söhs Joahr heww id als Joosjung beent, söhs Joahr als Pährjung un twee Joahr als Balboat, dat sint also vertein.“ Friedrich lachte: „Er hat recht!“

III.

Als der „alte Fritz“ wieder einmal in die Altmark kam, hatte sich das Gerücht davon schnell in allen Ortschaften verbreitet und war überall mit großer Freude vernommen worden. Der König spannte wie immer im „Dammkrug“ bei Salzwedel aus. Die Bauern von Thüritz, Süßefeld, Jeggeleben, Lüge, Störpfe und Deepfoll hatten ihm eine prächtige Ehrenpforte gebaut mit folgender sinnreicher Inschrift:

„De „olle Fritz“, de kümmt nu hüt
Um too besoeken arme Lütth. —
De oll Baron, de kiekt vertwär,
Truth sich nich ruth vör sine Doöhr,
De olle König sall nun läben,
De uns de schöne Weg' hat gäben,
Det wi nu können barft hengoahn
Noa unse Wisch und unse Bloan.“

Friedrich war über diese Ovation so erfreut, daß er 20 Friedrichsdor an die Bauern verteilen ließ.

IV.

Zu den zahlreichen Anekdoten und Scherzen, die vom „Alten Fritz“ und seinem Aufenthalt in der Altmark erzählen, gehört auch folgendes niedliche Rätsel, das ein altmärkischer, schlagfertiger Bauer dem Könige zu lösen gab, um ihm daran die Not der Bauersleute zu zeigen.

Während eines Wandvers in der Altmark beklagte sich ein Bauer beim „alten Fritz“, daß es ihm so schlecht gehe, und daß es im Winter für ihn nichts zu verdienen gäbe. Der König erwiderte: „Warum können die sieben nicht die fünf ernähren?“ Der Bauer verstand sofort den Sinn und antwortete schlagfertig: „Ja, das ginge wohl, wenn nur die zwei und dreißig nicht wären.“ Das sollte heißen, die sieben guten Sommermonate könnten wohl die fünf schlechten Wintermonate aufwiegen, wenn nur die zwei und dreißig *B ä h n e* nicht wären.

Dem König gefiel das Rätsel so, daß er es seinen Offizieren aufgeben wollte. Damit sie aber die Lösung nicht vorher von dem Bauern erfahren, beschenkte er ihn reich und nahm ihm das Versprechen ab, nicht darüber zu reden, bis er den König wieder gesehen habe.

Bald darauf gab der König seinen Offizieren das Rätsel auf, die es aber nicht raten konnten. Einer der Offiziere ging dann zu dem Bauer, brückte ihm ein Geldstück in die Hand und erfuhr die Lösung. Er konnte dem König die richtige Antwort geben und erhielt die 10 Friedrichsdor, die als Belohnung ausgesetzt waren. Der König rief aber voll Zorn den Bauern herbei und stellte ihn zur Rede, warum er nicht geschwiegen habe. Der Bauer aber hatte eine gute Ausrede, indem er sagte, er habe erst gesprochen, „als er das Antlitz des Königs auf dem Geldstück wieder gesehen habe.“

V.

Der „alte Fritz“ liebte es, in seiner einfachen Karosse, die nur mit zwei Schimmeln bespannt war und nur von einem Kutscher bedient wurde, oft über Land zu fahren. So kam er auch über Stendal nach Salzwedel, unweit des Dorfes Thüritz befindet sich der „Dammkrug“ (das Anwesen besteht heute noch), wo ein Wegezoll, Dammgeld, erhoben wurde. Die Ortschaften liegen dort in einer niedrigen Gegend, und die Wege waren durch sog. *K n ü p p e l d ä m m e* hergestellt. Man hatte Baumstämme nebeneinander gelegt und darauf Sand und Grassoden ausgebreitet. Bei Regenwetter kam der ganze Weg ins Rutschen und die Gespanne sanken tief ein. Friedrich bezahlte das übliche „Dammgeld“, obgleich Fürsten und Edelleute von jeglichem Wegezoll befreit waren. Er wollte aber unerkannt bleiben. Der Knüppeldamm war grundlos. Da kam dem königl. Wagen eine Staatskarosse, mit vier schwarzen Rappen bespannt, entgegen. Der Insasse war ein Gutsbesitzer aus der Umgegend. Als er das armselige Gespann sah, rief er seinem Kutscher zu, nicht auszuweichen, trotzdem ein vierspänniger Wagen dem zweispännigen auszuweichen hatte.

Friedrich rief dem Kutscher zu, daß er ausweichen müßte. Der Herr aber schrie: „Und wenn es der König von Preußen wäre, ich weiche nicht aus!“ Er hatte den alten Fritz nicht erkannt. Dann ließ er auf den kgl. Wagen losfahren, der durch den Anprall zur Seite gedrückt wurde und auf dem schmalen Damm bis an die Achsen versank.

Während sprang Friedrich aus seinem Wagen auf den Herrn zu, der vor Schreck Entschuldigungen stammelte, als er den König erkannte und seinen Krückstock auf seinem Rücken zu fühlen glaubte.

Fritz aber schrie: „Eigentlich müßte Er Spießrutenlaufen, aber ich will nochmal Gnade für Recht ergehen lassen, aber Strafe muß sein. Er pflastert mir den vermaledeiten Weg mit großen Feldsteinen allein auf

keine Kosten. Im nächsten Jahre werde Ich mich selbst davon überzeugen, ob Er meinen Befehl ausgeführt hat.“

Friedrich kam wieder nach Jahresfrist nach dem Dammkrug. Der Weg war aber nur bis zur Hälfte gepflastert. Klagend teilten ihm die Bauern mit, daß der Gutsbesitzer sie gezwungen hätte, den Weg auf ihre Kosten zu pflastern.

Im Born fuhr Friedrich vor dem Gutshause vor und traf den Herrn bei Braten und Wein, am Tische schwelgend.

„So“, rief er, „Das ist ja recht schön. Er frisst hier Braten und kauft Wein und die armen Bauern haben den Weg pflastern müssen. Er zahlt jetzt die Kosten an die Bauern bei Heller und Pfennig zurück. Außerdem muß Er eine Meile weit sämtliche Wege aus eigenen Mitteln pflastern und in Stand halten lassen. Ich werde einen Mann setzen, der mir nach 6 Monaten zu berichten hat, ob mein Befehl ausgeführt ist.“

Und dabei blieb es! Wohl oder übel mußte der Herr gehorchen. Seit jener Zeit haben die grundlosen Wege dort Steinpflaster erhalten.

Die Körpergröße der Menschen

Ist sehr verschieden, so auch in der Altmark. Auf schwerem, fruchtbarem Boden gedeihen die Geschöpfe besser als auf magerem Sandland. So finden wir in fruchtbaren Gegenden, z. B. in der „Wische“, einen größeren Menschenschlag als auf den Höhen. Gehen wir noch etwas weiter hinaus nach der Magdeburger Börde, da sind die Menschen noch größer und stärker. Die gute Ernährung trägt auch ihr Teil dazu bei. Die angeborenen Körpereigenschaften haben auch Einfluß auf die Größe der Bevölkerung. Die Vorzüge einer stattlichen, überragenden Gestalt durch Pflege des Körpers und gesunde Lebensweise, vor allem ein solides Leben,

ist zu erhalten und zu mehren, was bei den Altmärkern der Fall ist. Durch großen Fleiß haben es die Altmärker Bauern zum großen Wohlstand gebracht.

Die Feier der Völkerschlacht bei Leipzig vor fünfzig Jahren in der Altmark.

Das Jahr 1863 stand im Zeichen der fünfzigjährigen Jubelfeier der Freiheitskriege. Besonders in der Altmark waren die Feiern erhehend, hatte sie doch gerade sehr schwer unter dem napoleonischen Joch leiden müssen. Die Feiern begannen zum Gedenken des Aufrufs König Friedrich Wilhelm III. „An mein Volk!“

In Calbe an der Milde war es der Organist und Schulkollege — so wird er in der alten Matrikel genannt — Neumann, der es sich ganz besonders angelegen sein ließ, durch Vorträge in den Schulen belehrend zu wirken. Sein Lieblingssthema war immer am Schluß: „Blücher geht bei Caub in der Neujahrsnacht 1813/14 über den Rhein“. Dann kamen die Gedenktage, der Schlachten bei Großbeeren, an der Ragbach, Dennewitz usw., und zuletzt die große Feier der Völkerschlacht bei Leipzig. Viele der alten Veteranen der Freiheitskriege lebten noch. Man hat sie in bekränzten Kutschwagen durch die Städte und Dörfer gefahren, festlich gespeist; Staat und Gemeinden wetteiferten, den Bedürftigen die Pensionen zu erhöhen und ihre alten Tage zu verschönen. Am 18. Oktober 1863 leuchteten die Freudenfeuer von den Bergen und Hügeln weit in die Lande hinein, so namentlich auch von dem Petersberge bei Calbe. Wilhelm Meder, damals Primus Omnium des Gymnasiums in Salzwedel, ein echtes Calbenfer Kind, Sohn des Fleischermeisters Meder, hatte sich besonders bemüht, das Fest herrlich zu gestalten. Es endete am Abend

mit einem Festzuge der Kinder mit bunten Papierlaternen und einem Fackelzuge der Erwachsenen vom Petersberge aus durch die Stadt. Selbst die Armen wollten nicht nachsehen und schlossen sich dem Zuge mit ihren Glaslaternen an, wenn auch manchmal die Scheiben fehlten. Am Tage war Festgottesdienst, Umzug der Schützengilde durch die Stadt und des Nachts Ball bis zum nächsten Morgen. Immer voran die alten Krieger.

Damals war alles entzückt von der patriotischen fünfzigjährigen Jubelfeier im deutschen Vaterlande, ja in ganz Europa und darüber hinaus. Der Schluß war immer: „Was wird nun erst in 100 Jahren werden?“ Nun sind die 100 Jahre vorüber. — Was ist in den letzten 50 Jahren alles geschehen? Die glorreichen Feldzüge von 1864, 1866 und 1870—71 hatten uns das neue deutsche Kaiserreich und den wirtschaftlichen Aufschwung gebracht.

Deshalb wollen wir das Fest, den Gedenktag, festlich begehen, und der alten Krieger aus den letzten siegreichen Feldzügen sei auch hier dankend gedacht.

Und jetzt? Wie hat sich das Alles zu unserm Unglück gewendet! — Aber wir dürfen den Mut nicht sinken lassen. Unsere Nachkommen werden es wieder besser haben. —

Die Milchnot in der Altmark.

Wir haben in unserer Altmark oft unter der Dürre zu leiden. Wenn auch die Härten oft wieder ausgeglichen werden, ist doch der Stand der Milchlähe nicht wie er sein müßte. Namentlich hat die Aufzucht des Jungviehs zu leiden. Mit banger Sorge sehen die Landwirte oft in die Zukunft. Durch die Milchnot in unserer Altmark hat auch die Ernährung unserer Kinder eine bedauerliche Verschlechterung erfahren.

Die Blutarmut nimmt zu. Woher kommt diese? Nicht daher, daß sie kargliche Nahrung, wenig Fleischkost oder zu schlechte Luft im Schlafraum haben. Im Gegenteil: Das alles ist besser geworden als vor etwa 40—50 Jahren und damals hatten die Landkinder noch rote Backen und leuchtende Augen. Aber eins fehlt ihnen heute, was sie damals hatten: Milchnahrung. Die stets gefüllte Kaffeekanne hat die Suppenschüssel verdrängt. Dazu wird der Kaffee (aus Kaffeebohnen oder Surrogaten) vielfach schwarz und ohne Zucker (auch von den Kindern) getrunken. Bequemlichkeit und immer umfangreichere Inanspruchnahme der Hausfrauen für Feldarbeit (infolge des Mangels ländlicher Arbeiter und Dienstboten) hat den Uebergang von der nahrhaften Suppe zum Kaffee zum Schaden der Landkinder herbeigeführt, und der Siegeszug des Milchseparators bis in die kleinsten ländlichen Wirtschaften hat bewirkt, daß Milch immer schwerer käuflich wird. Wer nicht selbst eine Kuh halten kann, muß oft bis zum nächsten Dorfe nach Milch schicken. Vor allem aber sind es die Molkereigenossenschaften, die die Milch der größeren Besitzer verschlingen und zu Butter und Käse verarbeiten. Am besten sind die ganz kleinen Besitzer daran, die sich nur Ziegen halten können. Die haben wenigstens noch Milch für ihre Kleinen. So hat das frühere ländliche Hauptnahrungsmittel, die Milch, seine Rolle in vielen Haushaltungen ausgespielt und an den Kaffee abgetreten. Der Ausfall aber kann wohl durch keine feste Nahrung, auch nicht durch Fleisch, im kindlichen Alter ersetzt werden. So nimmt die Blutarmut bei Landkindern durch den Mangel an Milchnahrung immer mehr zu. Eiseneiweiß, Milchnahrung, tut unsern Kindern not.

Vor einigen Jahren fragte ich eine alte Bauerfrau in Butterhorst, wie sie über die Molkereigenossenschaft dächte, sie sagte: „Jetzt ist's doch böter, denn wir hem'm doch keen Arbeit pon. Wi münn joo oft unsen

Kaffee swart drinken, denn dee Melk mütt all Doag surt, un de Bodder mün'n wie uns werrer köpen för szwoar Geld, dat oäwer weinig Bodder upp' Brot schmääert wat, is woll kloar, aber wat helpt't: boar Geld all. Woch' lacht! —“

Jetzt ist es noch schlechter geworden. Es ist weder Milch noch Butter zu haben.

Das Reisen.

Wie war doch das Reisen in der Altmark in der Mitte und noch bis zu Ende des verflossenen Jahrhunderts so beschwerlich! — Eisenbahnen gab es noch nicht, nur die eine, die Magdeburg-Wittenberge-Hamburger Eisenbahn streifte die äußerste Grenze der Altmark, Wolmirstadt, Stendal, Osterburg, Seehausen, Wittenberge.

Chausséen gab es eigentlich nur die eine, die Magdeburg-Lüneburger Kunststraße, die die Kreise Gardelegen und Salzwedel durchschneidet. Diese ist Staatschaussée, Kreischausséen waren nur wenige vorhanden, die aber häufig mit der Kreisgrenze aufhörten; da der Nachbarkreis nicht weiter baute. Zum Beispiel hörte die Chaussée hinter dem Petersberge bei Calbe auf, weil der Gardelegener Kreis nicht weiter baute. Die Frachtwagen mußten Vorspann nehmen, um durch den tiefen Sand über Bernstedt nach Kakerbeck zur Staatschaussée zu kommen. Ähnlich war es auf anderen Stellen. Wie ist es doch jetzt ganz anders! Fast jedes Dorf hat miteinander Chaussée-Verbindung, sogar Kleinbahn, und wenn auch diese Verkehrswege noch nicht vorhanden sind, so geht man doch jetzt damit um, sie in absehbarer Zeit anzulegen, um dem Verkehrsbedürfnis gerecht zu werden. Es ist dies auch eine notwendige Kulturaufgabe; sie befördert nicht nur Landwirtschaft, sondern dient auch der Industrie und dem Handel.

Erst zu Anfang der siebziger Jahre wurde die Eisenbahn Berlin-Stendal-Salzwedel, mit der Abzweigung Gardelegen, Debitzfelde, Lehrte, dem Verkehr übergeben und dadurch einem dringenden Bedürfnis für unsere Heimat abgeholfen, da diese Eisenbahn die Altmark durchquerte. Später wurde dann die Strecke Neuhaldensleben-Debitzfelde-Beetzendorf-Salzwedel fertig, und jetzt wird noch eine Staatsbahn Salzwedel-Krenbsee-Seestadt (Anschluß nach Wittenberge) gebaut. Ein Netz von Kleinbahnen durchzieht außerdem jetzt die ganze Altmark. Wie reiste man nun früher? Man war größtenteils auf Schusters Kappen angewiesen, oder man benutzte die Bierwagen, Bäckerwagen (von Kakerbeck nach Salzwedel Bäcker Hohmann) Frachtfuhrwerk u. s. w., oder jede andere zufällige Fahrgelegenheit. Omnibusse gab es noch nicht, und das Fahren mit der Personenpost konnten sich nur besser Gestellte leisten, die Reise kostete 6 gute Groschen Fahrgeld. Ein Omnibus fuhr aber von Gardelegen nach Magdeburg. Es war dies der Gastwirt Kreuzberg in Gardelegen. Die Wagen fuhren des Abends um 7 Uhr aus Gardelegen, Sandstraße, fort und trafen des Morgens in Magdeburg ein. Der Fahrpreis betrug 16 Groschen für 7 Meilen. In Dolle wurde 2 Stunden Rast gemacht und Kaffee getrunken. Halb gerädert kam man dann in Magdeburg an. Aber manchen Freundschaftsbund schlossen die Omnibusgäste unter einander. Es ist dies auch ein Stück aus alter Zeit. Später fuhr dieser Omnibus über Kalkörbe-Neuhaldensleben nach Magdeburg auf der neugebauten Chaussée.

Ich mußte im Jahre 1869 im Mai von Gardelegen nach Neuhaldensleben reisen. Der Omnibus war besetzt, aber Kreuzberg sagte mir, daß in Weteritz ein Fahrgast aussteigt. Wohl oder übel, um nur mitzukommen, mußte ich auf der Wagenstange hinter den Pferden Platz nehmen, aber die Person stieg in Weteritz nicht aus, sondern fuhr bis Kalkörbe. Erst jetzt konnte ich in den Wagen. Mancher fuhr als sogenannter

„blinder Passagier“ auf dem Vordach neben dem Postillon gegen ein Trinkgeld. Es war dies aber immer riskant. Man stieg unterwegs während der Fahrt auf, damit die Gäste im Postwagen nichts merkten. Die Postillone wurden abgesetzt, wenn sie angezeigt wurden. Auch die Gendarmen revidierten die Postwagen, und wenn ein Reisender nicht „eingeschrieben“ war, war es für ihn und den Postillon unangenehm.

Schlimm war es bestellt mit dem Reisen der Gymnasiasten, die von ihrer Heimat aus höhere Schulen in anderen Städten besuchten. Sie mußten während der Ferien zu Fuß meilenweit wandern, um nach Hause zu kommen. 1865 fuhr der erste Omnibus von Osterburg nach Bismark. Es war dies zuerst eine alte Berliner Droschke, daran stand mit Kreide geschrieben: „Omnibus von Osterburg nach Bismark.“ Fuhrmann war der alte Pfeiffer aus Bismark. Wenn wir fahrenden Schüler das Lied sangen: „Das menschliche Leben eilt schneller dahin als Räder am Wagen, wer weiß, ob ich morgen am Leben noch bin,“ dann wurde der Alte immer tief gerührt, und im nächsten Krüge mußten wir es ihm noch einmal singen. Sein Wagen ging nämlich immer langsam. Auch des alten Omnibusführers Sturm, Linie Bismark-Stendal, muß ich gedenken. Obgleich er Sturm hieß, ging der alte Wagen doch sehr langsam, was er oft hat hören müssen. Doch patriarchalische Verhältnisse knüpften sich zwischen den Gästen und Wagenführern. Später kamen immer mehr Omnibusse.

Aus der Altmark nach Berlin zu reisen, war nun doppelt schwer. Man ging zu Fuß nach Wittenberge, oft 8 bis 9 Meilen weit, und fuhr dann mit der Hamburger-Magdeburger-Wittenberger Eisenbahn nach Berlin. Geheizte Wagen gab es nicht. Im Winter mußte man frieren. Warme Decken und Pelze schützten nicht genug. Ein ehrsamer Bürger und Schuhmachermeister aus Calbe besuchte anfangs der sechziger Jahren des vorigen

Jahrhunderts seinen Sohn in Berlin. Als er wieder zurückkehrte, konnte er garnicht genug von seiner Reise erzählen, von der schönen Elbbrücke bei Wittenberge. Die ganze Nachbarschaft pflegte sich des Abends bei ihm einzufinden. So erzählte er u. a.: „Beet Hânjoahn däbert Brügg, doa ging'n wi rechts, däbert beet Torügjoahn, doa ging'n wie links, un jedesmoal hemmt wie'n Groschen betoahl'n münn.“ (Brückengeld). Großes Interesse erregten für den Alten in Berlin die Omnibusse (Pferdebahnen, elektrische Wagen, Autos u. s. w. gab es natürlich noch nicht). Er sagte oft: „Erst sünd wie un'n in Omnibus föhrt, und noahär boabd'n (oben auf dem Verdeck), wie wulln moal ans oof boabd'n föhr'n! De Omnibussen, de Omnibussen, dat is doch'n schöne Sach!“ — Was würden unsere Vorfahren für Augen machen, wenn sie die jetzigen Verkehrsmittel schauen könnten, von der Luftschiffahrt ganz zu schweigen.

Das Reisetagebuch.

Ob es wohl noch viele Menschen gibt, die ein Reisetagebuch unterwegs führen? Man möchte es wünschen. Ich glaube nicht daran, daß sich die Leute von heute noch die Zeit nehmen, jeden Abend das Erlebte und Gesehene niederzuschreiben. Man ist so hastig geworden, man faust mit dem Kraftwagen, unabhängig von der Eisenbahn, durch das Land. Man hat nicht mehr Zeit zum Nachdenken und zur stillen Einkehr, seine Erlebnisse des Abends noch zu ordnen.

Der Freund des Reisetagebuches kennt die Postkutsche noch, die dem Laufe der Flüsse folgt, von den Hauptstraßen abbiegt, in abgelegene Orte des Landes führte und ungeahnte Herrlichkeiten enthüllt. Wie oft bin ich mit dem Postwagen in meiner Jugend von Gardelegen nach Magdeburg — 7 Meilen weit — durch die herrliche Kolbitz-Verlinger Heide gefahren,

und immer neue Wunder boten sich in dieser schönen Landschaft meinen Augen dar. Reisende aus aller Herren Länder wußten viel zu erzählen, und ich konnte nicht umhin, des Abends das niederzuschreiben, was ich gesehen und gehört hatte.

Die Führung eines Reisetagebuchs ist keineswegs eine leichte Sache. Viele haben sich fleißig hineingestürzt und des Abends lange Berichte in die Hefte geschrieben, die dann später zu einem Buch umgestaltet wurden. War die Reise, die wie ein Traum in meiner Erinnerung lebt, wirklich nichts weiter, als eine Tatsache? Die Stimmung suchte ich wieder, die damals lebendig in mir wirkte. Wie oft bin ich durch die gesegneten Fluren der Altmark gewandert.

Man muß bei der Führung des Reisetagebuchs das Nötige vom Unnötigen unterscheiden, und wenn ich des Abends im stillen Dorfkrüge einkehrte, da schrieb ich gewissenhaft alles nieder. So blieb ich auch u. a. über Nacht in Groß-Rossau im Kreise Osterburg. Land und Leute zu studieren, war von jeher mein eifrigstes Bestreben. Eine lustige Gesellschaft war im Krüge, angesehene Bauern aus dem Orte. Sie tranken ein Glas Braumbier und einen kleinen Schluck nach dem andern und wurden immer heiterer, so daß sie schließlich in harmloser Weise äußerten: „Na, Broder Pengel un Broder Prüttsch, dat freut me doch, dat we hüth abend noch so lustig tosammen'n sind, we kreg'n uns doch so jung nich werrer to sehn“. Dann umarmten sie sich in herzlicher Weise.

Das ist so recht charakteristisch für die Altmärker. Er spricht stets so, wie er denkt. Schade, daß die plattdeutsche Sprache auch in der Altmark immer mehr schwindet! — Sie wieder zu heben, sollte Aufgabe der Lehrer und Eltern sein. Eine ganz besondere freundliche Erinnerung aber war die Wanderung während der Schulferien von Seehausen nach Calbe. Bei Vater Bruhmert im Krüge zu Drüsedau wurde die erste Raft

gemacht, dann ging es weiter nach Bretsch, Dewitz, Wohlenberg, Einwinkel, Biesentahl, Hagenau, Gladigau, Beese, Mehrin, Bienau, Butterhorst, Calbe, d. i. der so reich gesegnete Calbesche Werder! Ich war mit Land und Leuten so verwachsen, daß man sich gar nicht trennen konnte, nur immer neue Reize entdeckte ich. Mein Reisetagebuch gibt darüber genaue Auskunft.

Wer nun ins Gebirge oder ans Meer geht und noch mehr erlebt und schaut, der versäume doch nicht, ein Reisetagebuch zu führen.

Es wird stets eine liebe Erinnerung für die Zukunft bleiben.

Schulausflüge in der Altmark.

Wenn die Zeit der Schulausflüge da ist, dann eilen die Lehrer mit ihren Schülern und Schülerinnen, denen sich auch häufig die Eltern und sonstige Angehörige gern anschließen, ins Freie. Wenn auch unsere Altmark keine großen landschaftlichen Reize besitzt, so gibt es doch so manche schönen Punkte, die des Besuches wert sind. Die herrlichen Wiesen und Weiden, die wogenden Getreidefelder, Laubwald und Tannenwald, erfrischen Herz und Gemüt. Vor allem aber ist es die biedere Bevölkerung der Altmark, die jeden Fremden so anheimelt und ihm das Land so lieb und wert macht!

Die Ausflüge der Schuljugend geschehen nur selten mit der Eisenbahn. In der Regel läßt der Ackerbürger oder Bauer seinen „Beiterwagen“ bespannen, der mit frischem Grün geschmückt wird, so daß die Kinder auf beiden Seiten im Wagen wie in einer Laube sitzen. Unter Jubel geht es dann in eine Nachbarstadt, oft auch weiter hinaus. Wagen und Pferde stellen die Besitzer umsonst. Oft findet sich auch ein Wohltäter, der die Kinder festlich bewirtet. Spiele in seinem Garten veran-

staftet und dergl. Allgemeine Freude und Dank an die gütigen Spender herrscht dann überall. Erst am späten Abend kehren die Wagen in die Heimat zurück. Die Herzen aller Teilnehmer sind beglückt.

Noch möchte ich daran erinnern, daß Touristenklubs, Wandervogel u. s. w. in der Altmark gastliche Aufnahme finden und daß alle Gäste die Altmark nicht genug rühmen können.

Die Schulbildung auf dem Lande einst und jetzt!

Wie eine biedere Ackerbürgerfrau in der Altmark zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts noch über Schulbildung dachte, davon ein Beispiel. Sie hatte nur einen Sohn Fritz, 10 Jahre alt. Er war des Morgens 8 Uhr in die Rektorschule gegangen. Schnurstracks kam die Mutter in das Schulzimmer — der Unterricht hatte eben begonnen — und rief laut: „Fritschken, Fritschken! Sast noa Huhs kommen, arbeeten, arbeeten.“ Der Rektor sagte: „Frau Nachbar, das geht aber nicht, Fritz muß doch hier lernen.“ — Die Frau wiederholte ihren Ruf zum Gelächter der ganzen Klasse, setzte aber dann noch hinzu: „Sast ook noahär Herrn Rektor n' Pott vull Melk henntroag'n.“ Das half: „Na Fritschen, geh man nach Hause, bejahl der Lehrer.“ Und die Arbeit des Fritz? Er mußte Rüche hüten und Vieh füttern. Mit knapper Not brachte er es bis zur Einsegnung, ist aber trotz mangelnder Schulbildung ein tüchtiger Ackerbürger geworden. In der Schule hatte er allerdings den Beinamen: „Fritschken, Fritschken, sast noa Huhs loam'n!“ behalten. Jetzt ist es freilich anders. Jeder Ackerbürger und Bauer sieht mit Stolz darauf, daß seine Söhne es doch wenigstens bis zum „Einjährigen“ bringen. Und mit Recht, denn auch für die Landwirtschaft wird eine gute Schulbildung nicht schädlich sein.

Jetzt haben die altmärkischen Landwirtsöhne das Zeugnis zum Einjährigen, auch die Töchter haben Lyzealbildung.

Der Tabakbau.

In der Altmark wurde in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts viel Tabak gebaut, namentlich in Calbe a. d. Milde und in den umliegenden Dörfern. Der teilweise schwarze Moorboden eignet sich vorzüglich für den Anbau von Tabak. Im Februar und Anfangs März werden „Tabakfenster“ in den Gärten angelegt, d. h. der Tabaksamen wird in stark mit Pferdedünger versehenen Beeten (Mistbeten), die mit Fenster verschlossen werden, gesät. Die jungen Pflanzen bedürfen viel Wärme, wie überhaupt der Tabak. Im April und Mai werden die Pflanzen je nach der Witterung in das sorgfältig stark gedüngte Gartenland verpflanzt, und mit Mistjauche begossen. Sind die Pflanzen eingewachsen, dann werden sie durch die Hacke öfter vom Unkraut befreit. Ist der Tabak in die Höhe geschossen, dann wird er geköpft, d. h. die Blüten werden mit einem Messer abgeschnitten, damit die Kraft mehr in die Stauden und Blätter schießt. Im August ist der Tabak reif. Die Stangen werden entblättert (gebladet) und die Blätter geschnürt; d. h. sie werden auf eine lange Nadel gespißt und auf eine Schnur gezogen. Die „Schnüre“ werden dann in der Sonne getrocknet. Alt und Jung ist dann wochenlang mit dem „Tabakschnüren“ beschäftigt, namentlich sind es die Kinder, die sich damit Geld verdienen. In Calbe gab es besondere Ferien dazu, anstatt der Hundstagsferien die Tabakferien. Auch an den Abenden wurde „geschnürt“. Die Nachbarn halfen sich gegenseitig, junge Leute arbeiteten ohne Entgelt mit. Merkwürdig! Wenn das ganze Jahr nicht gesungen wurde, beim „Tabakschnüren“ ertönte Gesang aus

allen Häusern. Wenn die letzte Fuhre Tabak in die Stadt gebracht wurde, hielten junge Mädchen eine „Krone“ aus Blumen und Tabakblättern mit einer langen Stange, auf dem Wagen sitzend, hoch in die Luft und schrien: „Juchhe, hurra, juchhe!“ Das sollte für die Bewohner das Zeichen sein, daß die Ernte nun beendet sei. Zuletzt gab es dann von den größeren Besitzern für die Arbeiter und Arbeiterinnen noch Butterkuchen — Bodderkoken — und Kaffee, das sog. „Beer good'n Deel.“ Der Kuchen war selbst gebacken und enthielt reichlich Butter. Wenn die Tabaksnüre, welche die Außenwände der Wohnhäuser, Scheunen und Ställe bedeckt hatten, trocken waren, so wurden sie nach dem Hausboden gebracht, im Herbst in „Puppen“ gebunden und an die Händler verkauft. In Calbe waren es einige Großhändler, die sich damit befaßten, bezw. an die Magdeburger Tabakfabrikanten weiter verkauften, von denen es hieß: „Dee hemm' sich doabee n' ordentlichen Rock anträgt!“ Der Preis für den Zentner kam bis auf zehn Taler, aber selten. Im Winter gab es nochmal Arbeit. Die kleinen erfrorenen Blättchen wurden von den Stauden abgestreift (Sieg strööp'n) und verkauft. Daraus wurde Schnupftabak fabriziert. Der Zentner Geiz wurde mit 2 bis 3 Talern bezahlt. Zuletzt wurden noch die gänzlich vertrockneten Tabakstangen „Eichböhm“ genannt, in den Oefen verbrannt. Später wurde der Tabakbau in der Altmark eingestellt und durch den „Hopfen“ ganz verdrängt. Die Erzeugerkosten waren zu hoch und konnten durch den niedrigen Preis und durch die hohen „Tabaksteuern“ nicht mehr gedeckt werden. Jetzt ist es wieder umgekehrt, der „Hopfen“ ist fast ganz verschwunden, er war nicht mehr preiswert, und es wird überall in der Altmark wieder Tabak gebaut, insbesondere seit der Kriegszeit. Es ist wieder ein wichtiger Industriezweig für den Altmärker geworden. Das Alte ist von neuem gekommen.

Nus früheren Tagen.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war die soziale Frage im Entstehen. Die Gesellen bekamen damals Wochenlohn, die Arbeiter Tagelohn. Dann trat die Akkordarbeit auf. Die Bauern ließen unfruchtbare Acker „rajolen“, d. h. der bessere untere Boden wurde durch tiefes Graben mit dem Spaten (Gräbert) nach oben gebracht. Das war eine schwere Arbeit. Dazu wurden Tagelöhner angenommen. Ein Bauer in der Altmark, Christian Schulze in W., wollte nicht viel bezahlen und konnte mit seinem Tagelöhner aus E. nicht handelsmäßig werden. Der Arbeiter, der auch zufällig Schulze hieß, sagte zu dem Aldermann: „Schult, Schult, denk' an den Wispel Weiten (1 Wispel = 24 Scheffel), den Du verköffst“. Damals duzte sich der Tagelöhner mit dem Bauern. „Loat doch die'n arm'n Dagelöhner ook moal bischen watt verdeenen!“ — Daher die Rede in der Altmark: „Schult, Schult, denk' an den Wispel Weiten, den Du verköffst!“ — Also der Wispel Weizen, den der Bauer verkauft, davon sollte er hohe Löhne zahlen, ohne zu bedenken, daß der Verkauf des Getreides seine Einnahme bildet, wovon Steuern, Zinsen, Löhne an das Gesinde usw. gezahlt werden müssen.

Die sieben Stände.

In den Wohnstuben der altmärkischen Bauern findet man häufig ein Bild, die „sieben Stände im menschlichen Leben“ darstellend, mit folgenden Versen vor:

1. Der Kaiser spricht: „Ich fordere den Tribut“.
2. Der Edelmann: „Ich hab' ein freies Gut“.
3. Der Pfaffe: „Mir gehören die Stollgebühren“.
4. Der Jude: „Ich muß vom Profite leben“.

5. Der Soldat: „Ich bezahle nichts“.
6. Der Bettler: „Ich habe nichts“.
7. Der Bauer: „Ich lasse den lieben Herrgott walten; ich muß Euch doch alle sechs erhalten! —

D. h. Wenn der Bauer nichts erntet, hat niemand etwas zu essen. Die betr. Personen sind im Halbkreise stufenweise charakteristisch bunt gemalt, aufgestellt. Der bezügliche Reim steht unmittelbar darunter.

Auch hierin haben sich die Zeiten geändert, denn unsere heimische deutsche Landwirtschaft kann nicht so viel erzeugen, als wir brauchen. Wir sind auf die Einfuhr aus fremden Ländern angewiesen.

